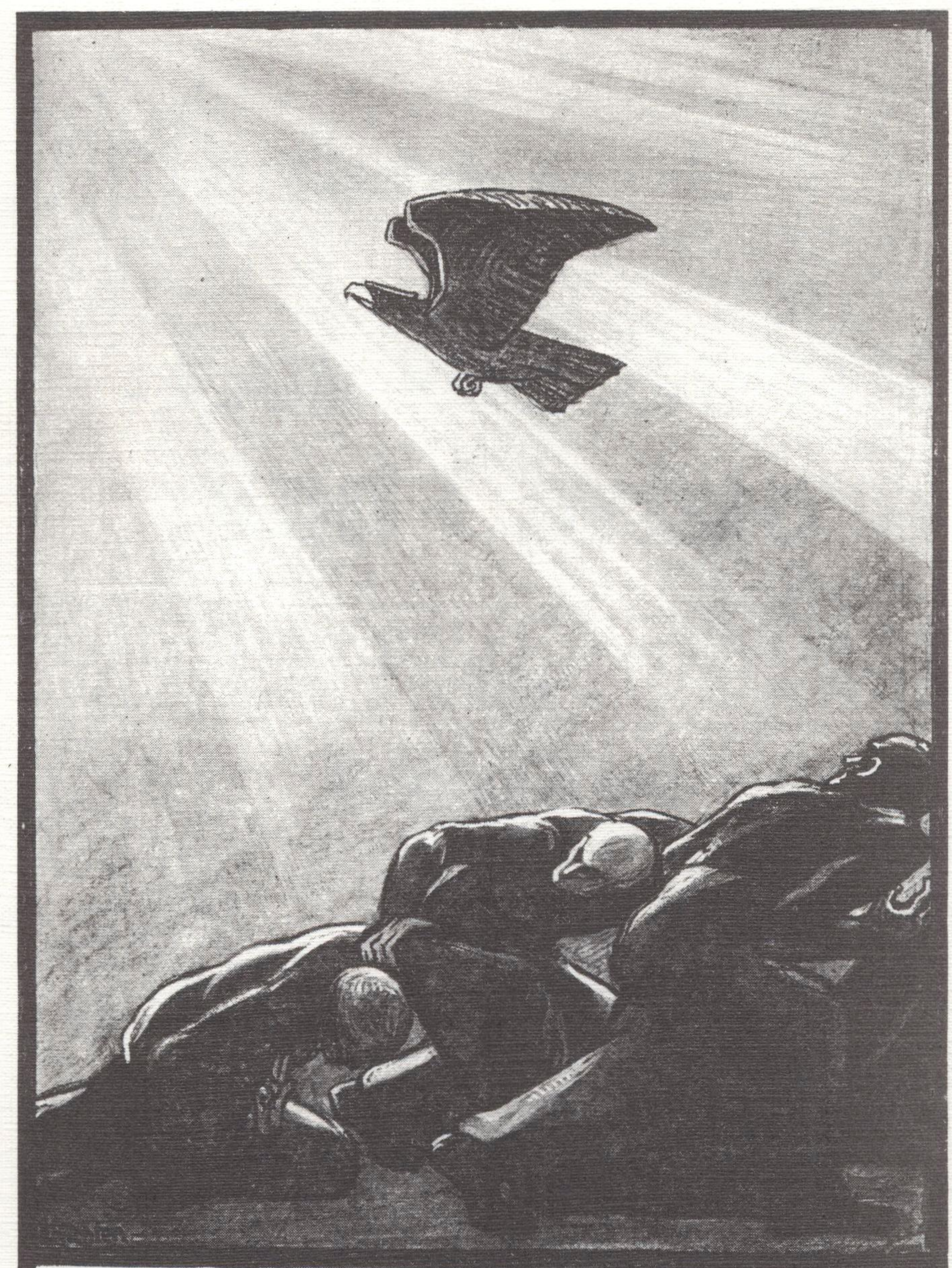


Ein Deutscher ruft:
Los von Rom und Christe!

Ein Priester ruft:

Los von Rom und Christo

von

Franz Griese

Archiv-Edition

Inhalt

* Wir halten uns hier wie im Buche selbst an die Handschrift des Verfassers.

Der Verfasser benutzte für die Texte des Neuen Testaments die mit eingehender Textkritik versehene Ausgabe des griechischen Textes von dem kath Theologieprofessor Dr. Vogels, Bonn.

Archiv-Edition, Verlag für ganzheitliche Forschung, 25884 Viöl
Nachdruck der 1933 im 14. Tsd. erschienenen Auflage. Eigendruck. 1998.

Vorwort

Der Abwehrkampf gegen die christliche Fremdlehre beruht auf dem grundlegenden Werke meiner Frau: „Erlösung von Jesu Christo". Er reicht weit über die Deutschen Gaue hinaus und greift tief in die Kreise der Kirchenbeamten hinein, in denen es bereits seit Jahren gewaltig gährt.

Der Verlag veröffentlicht hiermit das Werk des ehemaligen römisch-katholischen Priesters Franz Griese, in dem er von dem Standpunkt des römischen Priesters aus auf Grund ernstesten Bibelstudiums der römischen Kirche und dem Christentum die Absage erteilt und diese eingehend begründet.

Er schließt sein Werk:

„Hiermit erkläre ich feierlichst und vor aller Welt meine endgültige Absage an Christus, seinen Namen, seine Religion und seine Kirche, sowie an alles Judentum für Zeit und Ewigkeit.

Das sei der Abschwur aller, die den Mut haben, der Wahrheit zu folgen!"

Franz Griese ist am 26. Dezember 1889 in Straelen (Rheinland), Kreis Geldern, als Sohn des Postverwalters Rudolf Griese und seiner Frau Maria, geb. Stewens, geboren. Mit 13 Jahren trat er ins Kloster Steyl in Holland ein. 1908 kam er nach St. Gabriel in Mödling bei Wien. Nach Vollendung der Gymnasialstudien legte er hier das Noviziat und die ersten Gelübde ab und erhielt die niederen Weihen. Zu Anfang des Weltkrieges wurde er Subdiakon und dann Militärkrankenwärter im Elisabeth-Hospital in Essen an der Ruhr. Hier legte er im Burggymnasium das Abiturienten-Examen ab, um Weltpriester werden zu können. Im März 1918 wurde er in der Diözese Paderborn zum Priester geweiht. Er schreibt mir:

„Von meiner damaligen Gesinnung können Euer Exzellenz sich ein Urteil bilden, wenn ich Ihnen verrate, daß ich in den achttägigen Exerzitien, die der Priesterweihe vorausgingen, die ganzen Nächte bis 4 Uhr morgens auf dem Gesichte liegend in der Hauskapelle betend verbrachte und Gott und den Himmel anflehte, mich zu einem guten Priester zu machen, und mich eher sterben zu lassen, als je meinem Berufe untreu zu werden. Indeß hat hier, wie auch sonst in meinem Leben die „göttliche Vorsehung" glänzend versagt und je mehr ich die Welt sowohl im Großen wie im Kleinen beobachtete, um so mehr gelangte ich zu der Überzeugung, daß letzten Endes nur menschlicher Wille die menschlichen Geschicke lenkt und leitet."

Franz Griese hatte bis 1922 verschiedene Stellen als Geistlicher innerhalb der Diözese Paderborn inne. Er vertiefte sich in biblische Studien und vor allem wandte er sich den paulinischen Briefen zu, die er nochmals übersetzte. Er schreibt mir:

„Indeß wurde mir 1919 die Druckerlaubnis für diese Übersetzung von meiner bischöflichen Behörde Paderborn verweigert und zwar auf Grund eines ebenso naiven, wie vernichtenden Gutachtens, das der damalige Professor für neutestamentliche Exegese meiner Arbeit ausstellte. Damals beschloß ich, die Widersprüche zwischen Theologie und Bibel, die sich mir bei meinem Studium aufgedrängt hatten, eingehend zu prüfen. Das Ergebnis waren zwei Schriften:

„Christen aller Konfessionen, vereinigt Euch!“, die ich unter dem Namen Pazifikus in dem Vaterländischen Verlag Berlin 62 (wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1921) herausgab und in denen ich die Anhänger beider Konfessionen aufforderte, die theologischen Gegensätze als kirchlich und christlich bedeutungslos endgültig fallen zu lassen und sich gegenseitig nur als Christen zu betrachten und zu behandeln. Natürlich blieb die Wirkung aus. Im Jahre 1922 erbat und erhielt ich die Erlaubnis, mich dem Studium der Exegese auf der Universität Bonn endgültig zu widmen. Da aber zur gleichen Zeit der Charitasverband mir anbot, eine Reise nach Südamerika zu machen, um für seine Wohltätigkeitsanstalten Gelder zu sammeln, nahm ich dieses Angebot an, zumal inzwischen meine Überzeugung von den Irrtümern der katholischen Theologie sich ausgereift und mir seelisch die größten Schwierigkeiten bereitete. So suchte ich Befreiung in einer Tätigkeit, die mir sowohl als Philologen (ich beherrschte 12 Sprachen) als auch als Geistlichem zusagte. Übrigens besuchte ich vor meiner Abreise A. Harnack in Charlottenburg, dem ich meine Lage mitteilte, und der mir anriet, meine Studien unter allen Umständen fortzusetzen, dagegen erst in einem geeigneten Augenblick aus der Kirche auszutreten.“

Bis 1924 war Franz Griese in Südamerika tätig und zwar zur vollsten Zufriedenheit seiner bischöflichen Vorgesetzten in Deutschland. Nun schreibt er: „Im Jahre 1924 fuhr ich nach Deutschland zurück, wo ich meinem Bischof (K. Klein, Paderborn) meinen Entschluß mitteilte, mein Amt niederzulegen und aus der Kirche auszuscheiden. Zu diesem Zwecke suchte ich ihn persönlich in Werl auf und überreichte ihm mein Manuskript, das ich übrigens einer ganzen Reihe von Geistlichen bereits früher gegeben hatte, die mir sämtlich ihre ungeteilte Zustimmung bekundeten. Dann fuhr ich nach Argentinien, wo ich in hartem Ringen (ich schlief 1½ Jahre auf bloßer Erde) eine Akademie gründete und später ein Kolleg. Auch legte ich hier ein Examen als staatlich anerkannter Professor der französischen und englischen Sprache ab.“

So das Lebensbild und der Entwicklunggang des Franz Griese vom römischen Priester zum freien Deutschen. Seine ernste Bedeutung als Forscher auf religiösem Gebiet wird durch die Besprechungen bestätigt, die seine im Jahre 1923 doch noch herausgegebenen „Paulusbriefe“ in der römisch-katholischen Presse Deutschlands gefunden haben. Sie tragen die Druckerlaubnis der erzbischöflichen Kirchenbehörde in Köln. Sie waren, nachdem eine Reihe von Übersetzungen verändert waren, so, daß die katholische Auffassung nicht allzusehr verletzt wurde. Ich führe einige Urteile an:

P. A. Stonner S.J., Universitätprofessor, Wien: Die übersandten Paulusbriefe von Griese sind ganz ausgezeichnet. Ich stehe nicht an, sie die beste Paulusübersetzung zu nennen. Zum erstenmal ein Paulus, der auf das erste Lesen hin verständlich ist.

P. E. Rösch O. M. C., Universitätprofessor, Münster: Nach Durchsicht des Buches gratuliere ich Ihnen zu dem herrlichen Verlagswerk; es ist formell nach seiner Ausstattung, wie materiell nach seinem Inhalt hervorragend. Ich stehe nicht an, ihm die Übersetzerpalme zuzuerkennen.

P. G. Bichlmayer S.J., Wien: Ich habe die Übersetzung bei meinen Bibelstunden als Handbuch verwendet, und finde sie für diese Zwecke ausgezeichnet geeignet ... Ich habe das Büchlein schon wiederholt öffentlich empfohlen.

Katechet Hefele, Bregenz: Griese-Paulusbriefe großartig; so versteht man endlich einmal den hl. Paulus. Werde das Buch in meinen Kreisen gern empfehlen.

St. Franzissi-Glöcklein: Griese überbietet alle bisherigen Übersetzungen. Leicht und mit Wonne lesen sich die Briefe. So natürlich, so recht als eigentliche Seelsorgsbriefe leuchten sie uns entgegen. Nach hervorragenden Kennern des hl. Paulus ist diese Ausgabe die beste, die wir haben.

Oberschwäbischer Anzeiger: Das Büchlein sollte an den Oberklassen höherer Schulen der Pauluslektüre im Religionsunterricht zu Grunde gelegt werden. Ein hervorragendes Geschenkwerk für alle, die religiösen Sinn haben, vor allem für Priester, Ordensleute und solche, die es werden wollen."

Ich habe diese Besprechungen im Wortlaut wiedergegeben, damit den bekannten Versuchen der Beamten beider Kirchen, abträgliche Meinungen mit „unwissenschaftlich" zu bezeichnen, von vorneherein der Boden unter den Füßen entzogen wird. Vertrauend schreibt mir Franz Griese:

„Exzellenz brauchen über den Wert der von mir vorgebrachten Beweise gegen die Theologie, Kirche und Christentum nicht nur keinerlei Bedenken zu hegen, sondern dürfen die unumstößliche Gewißheit haben, daß keine spitzfindige Theologie meine Darlegungen bestreiten, geschweige denn widerlegen kann. Meine freiwillige Flucht aus der Öffentlichkeit und meine langjährige Selbstverbannung geben mir das Recht auf den Anspruch, daß ich weder übereilt, noch leichtfertig geurteilt und gehandelt habe. Und wenn sich in all den Jahren meine Überzeugung bei vertieftem Studium nur verstärkt und gefestigt hat, so bin ich mir heute mehr als je darüber klar, daß durch diese Schrift jene Umwälzung erleichtert wird, die wir alle ersehnen und an der Euer Exzellenz und Ihre hochgemute Frau so erfolgreich arbeiten. Dabei rechne ich ganz besonders mit einer starken Auswirkung unter der katholischen Geistlichkeit, deren Geist bei aller religiösen Einstellung doch nicht ertragen würde, die Opfer einer verlorenen Sache und kritiklose Verkünder eines erwiesenen Irrtums zu spielen. Euer Exzellenz werden ganz bestimmt das eigenartige Schauspiel erleben, daß gerade diese Kreise zuerst mir beipflichten, da ich in ihrer Sprache geredet und mit ihren eigenen Waffen geschlagen und so ihnen den Weg zur Freiheit mit unwiderleglichen Wahrheiten geöffnet habe. Hätte mir vor Jahren jemand gesagt, daß ich dereinst meinen Glauben verleugnen und ein „abgefallener Priester" sein würde, so hätte ich nur ein mitleidiges Lächeln für eine derartige Zumutung gehabt. Und heute? Das Priestertum birgt ein zu großes Opfer der Freiheit in sich, als daß man es für einen Irrtum ertragen könnte. Und wenn dieser Irrtum sachlich und unwiderleglich erwiesen ist, wird die Welt das „blaue Wunder" erleben, von dem ich sprach."

So Franz Griese. Mit dem Wunsche, daß sich seine Hoffnungen erfüllen, übergebe ich zur Förderung des Freiheitkampfes durch den Verlag sein Werk dem Deutschen Volke, ja allen Christen, mit dem Wunsche, daß ihnen auch durch dieses Werk erleichtert wird, den Weg in Freiwerden von der Fremdlehre zu finden, auf daß sie sich der Gottschau zuwenden können, die meine Frau in ihren religiös-philosophischen Werken uns gegeben und in „Erlösung von Jesu Christo" der jüdisch-christlichen Fremdlehre gegenüber gestellt hat.

München, den 4. Oktober 1932. Ludendorff.

Allgemeine Einleitung

Das größte Unrecht dieses Buches ist sein größtes Recht: Die Wahrheit!

Bis zu meinem 34. Lebensjahre war ich Priester der katholischen Kirche und habe alle Zweige der Theologie gründlich studiert — ganz besonders die Heilige Schrift.

Nach jahrelangen, inneren Kämpfen gelangte ich zu der endgültigen Überzeugung, daß die katholische Theologie sich in vielen und bedeutenden Lehren geirrt habe. Aus diesem Grunde legte ich 1924 mein Amt nieder und trat aus der Kirche aus.

Eine weitere Vertiefung der theologischen Studien gab mir die absolute Überzeugung, daß nicht nur die christliche Theologie, sondern auch Christi Lehre selber jedweder übernatürlichen Grundlage entbehre und daß Christus durch die nicht erfüllte Prophezeiung von seiner nahen Wiederkunft zu Lebzeiten der Apostel sich selber das Urteil gesprochen habe. So zog ich denn auch hier die Konsequenzen und bekenne mich heute zu der Auffassung, die ich in diesem Buche vertrete.

Ich mute niemandem zu, daß er meine Auffassung teile, glaube aber, daß dieses Buch aus den verschiedensten Gründen das Interesse der Allgemeinheit beanspruchen darf.

Erstens, weil es sich um die höchsten und heiligsten Güter der gesamten Christenheit handelt, die hier angegriffen werden, und deren Sein oder Nichtsein jeden Christen und Nichtchristen aufs stärkste interessieren.

Zweitens, weil ich, der Angreifer, katholischer Priester war, und, gegründet auf jahrzehntelanges, ernstes Studium mit bester Sachkenntnis schreibe und in ganz anderer Weise, als es bisheran geschehen ist, die Irrtümer des Christentums nachweisen werde.

Drittens, weil ich mit größter Unvoreingenommenheit und Wahrheitsliebe alle hier einschlägigen Fragen behandeln, und mich jedes gehässigen Angriffes enthalten werde; denn so geziemt es sich in Anbetracht der Größe des Gegenstandes.

Meine einzige Bitte an meine Leser ist, daß sie mit gleicher Unvoreingenommenheit die hier vertretenen Ansichten auf ihre Wahrheit prüfen wollen, um darnach die Folgerungen zu ziehen. Denn: wir vermögen ja nichts gegen die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit (2. Kor. 13, 8).

Im übrigen bin ich der festen Überzeugung, daß nichts in der Welt imstande sein wird, den endgültigen Untergang des Christentums mehr aufzuhalten. Wenn einmal die Menschheit erkannt hat, daß das Christentum auf Irrtum gegründet ward und in sich selbst ein großer Irrtum ist, in dessen Bann die Welt fast 2000 Jahre gelegen hat, so wird sie keinen Augenblick mehr zögern, dieses Joch des Irrtums abzuschütteln und endgültig von sich zu werfen.

Mag sein, daß noch ein weiter Weg bis dahin ist; aber wir sind in einem überaus schnelllebigen Zeitalter, dessen Entwicklung täglich Riesenfortschritte

macht. Und so mag es wohl sein, daß der jüngste Tag des Christentums eher anbricht, als wir vermuten; ja daß vielleicht schon das Jahr 2000 das Antlitz der Erde verwandelt und erneuert sieht.

Nachdem ich selbst so lange Zeit dem Irrtum gedient und ihn sowohl von der Kanzel herab, wie bei jeder anderen sich gebenden Gelegenheit mit wahrem Feuereifer vertreten und verkündigt habe, soll es mir eine große Genugtuung sein, wenn ich mit dieser Schrift nicht nur den angerichteten Schaden wieder gut machen kann, sondern darüber hinaus etwas dazu beitrage, daß das Christentum so bald wie möglich zu sein aufhöre. Denn aus einem Paulus bin ich zu einem Saulus geworden — aber in des Wortes bestem Sinne.

Mendoza (Argentinien), Neujahr 1932.

Franz Griese.

Los von Rom!

Bis zur heutigen Stunde habe ich weder ein antireligiöses noch antikatholisches Buch gelesen — so befremdend das auch klingen mag —; noch habe ich mit nichtkatholischen Theologen in näherer Beziehung gestanden, außer daß ich eine Unterredung mit dem unvergeßlichen A. Harnack und eine andere mit einem protestantischen Pfarrer hatte. Dagegen kenne ich, beziehungweise kannte ich die katholische Literatur und vor allem das Neue Testament, am meisten die Briefe Pauli. — Eingedenk der Worte St. Augustins: Timeo virum unius libri: Ich habe Respekt vor dem Manne, der zwar nur ein einziges Buch, aber gründlich beherrscht, vertiefte ich mich ganz in das Studium des Neuen Testamentes, vor allem der Briefe Pauli, wobei mir meine ziemlich ausgedehnten Sprachkenntnisse sehr von statten kamen. So stellte ich seit 1915 eine Übersetzung der Paulusbriefe her, die 1923 mit bischöflicher Erlaubnis, ohne mein Wissen, in Druck erschien. Erst ein Jahr später erhielt ich Kenntnis davon, da ich mich in Südamerika befand. Wie diese Übersetzung von der katholischen Fachwelt aufgenommen wurde, zeigen die gewiß recht günstigen Urteile, die sie gefunden haben. Die Urteile sind um so wertvoller, als sie dem Leser dieses Buches beweisen, daß, wenn ich den Sinn der Briefe Pauli recht erfaßte, dann auch die hier gemachten Ausführungen richtig sein müssen, weil sie sich großenteils gerade auf Paulus stützen. — Bedenkt man andererseits, daß alle bisherigen Übersetzungen des Neuen Testamentes, insbesondere der Briefe Pauli, ein großes Maß von Unrichtigkeiten enthalten, so ist das doch nur darauf zurückzuführen, weil die Übersetzer den wirklichen Sinn der Schrift nicht erfaßten. Daß aber aus falschen Übersetzungen Mißverständnisse sich ergeben und falsche Auffassungen, ja selbst irrige Lehren und irrige Dogmen sich bilden können, liegt auf der Hand; und ich werde in den folgenden Kapiteln bis zum Überfluß den Nachweis erbringen, daß eine ganze Reihe von Dogmen aus Mißverständnissen der Schrift sich gebildet haben.

Übrigens lese man nur einmal den offiziellen Römischen Katechismus nach! Er ist überfüllt mit Zitaten aus der Bibel, die als „Beweise“ dienen sollen, aber fast ausnahmelos entweder falsch übersetzt oder falsch angewandt sind. Das Gleiche gilt von allen katholischen Dogmatikbüchern. Man muß staunen, mit welcher Selbstverständlichkeit da den Schrifttexten ein Sinn unterschoben wird, den sie gar nicht besitzen. Was Wunder, daß da falsche theologische Ansichten entstehen, die sich in direktem Widerspruch mit der Bibel befinden. Noch als Geistlicher war ich stark versucht, eine Schrift herauszugeben und den Nachweis zu erbringen, daß von allen bekannteren Dogmatikbüchern kein einziges auch nur 10 v. H. der angeführten Schriftstellen richtig übersetzt, richtig verstanden und richtig angewandt hat. — Ich frage aber: Wem soll man unter diesen Umständen im Falle eines Widerspruches zwischen Schrift und Theologie Glauben schenken, den Herren Dogmatikern oder der Schrift? — Der Schrift natürlich! Nun, das ist es, was ich tat; und das war und ist meine einzige Sünde in dieser Angelegenheit.

Bereits 1920 hatten die Widersprüche, die sich mir beim Studium der Paulibriefe zwischen Schrift und Glaubenslehre aufdrängten, mich dazu bewogen, unter dem Decknamen Pazifikus zwei Schriften herauszugeben, die den Titel führten: Christen aller Konfessionen vereinigt Euch! Beide Schriften wurden von der „Germania" in längerer Ausführung besprochen, und diese Schriften sind ein Zeugnis dafür, daß ich bereits damals vom katholischen Standpunkt völlig abgewichen war und eine theologische Einigungsformel für alle christlichen Konfessionen suchte bzw. vorschlug.

Inzwischen wurden mir die Widersprüche zwischen Schrift und Theologie immer klarer und so faßte ich sie auf einer Reise durch Südamerika in einer kleinen Schrift zusammen, die ich im April 1924 meinem Bischof von Paderborn persönlich mit nachfolgendem Briefe überreichte:

„Hochwürdigster Herr Bischof!

Was ich heute Ihnen mitzuteilen habe, kann ich nur erfüllt von tiefstem Schmerze tun.

Seit etwa drei Jahren hat mich das Studium der Heiligen Schrift vollständig überzeugt, daß die katholische Theologie in vielen und wichtigen Lehren, auch Dogmen, sich geirrt hat. Deshalb habe ich mich entschlossen, mein Amt als Geistlicher niederzulegen. Beiliegendes Manuskript meiner demnächst erscheinenden Schrift wird Ihnen genügenden Aufschluß geben.

Ich selbst habe mich lange Zeit mit aller Gewalt gegen die Erkenntnisse gesträubt, die wider meinen Willen sich mir aufdrängten; habe auch Rat und Hilfe bei Geistlichen und Sachverständigen gesucht, aber nicht gefunden. Im Januar vorigen Jahres sandte ich diese Schrift unter Einschreiben dem hochwürdigen Pater Fonk S. J. vom päpstlichen Bibelinstitut mit der Bitte um Lösung der von mir erhobenen Bedenken; blieb aber ohne Antwort. Jahrelang habe ich ohne irgendwelches Vorurteil die Ergebnisse meines Studiums geprüft und immer wieder geprüft; konnte aber schließlich der klaren Lehre der Heiligen Schrift nicht widerstehen, und das umsoweniger, als auch die apostolische Tradition die Ergebnisse meines Studiums bestätigte. Da aber nach Lehre der Kirche die Offenbarung mit den Aposteln abschließt, mußte ich folgerichtig all jene theologischen Lehren, die erst in späteren Jahrhunderten in die Erscheinung traten und sowohl der Schrift als auch der apostolischen Tradition widersprechen, als irrig betrachten.

Daß mir in keiner Weise daran lag, mich mit der katholischen Theologie in Widerspruch zu setzen, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Übrigens wissen Sie, Hochwürdigster Herr, selber, daß ich aus reiner Liebe und Begeisterung zur Kirche, und um Gott zu dienen, mich dem Priesterstande widmete, und daß ich mit Eifer meinen Pflichten oblag, ohne damit sagen zu wollen, daß ich ohne Fehler war. Auch habe ich mich in meinen Studien mit aller Sorgfalt gehütet, das Opfer irgendwelcher Täuschungen zu werden. Ich war mir stets wohl bewußt, daß, wenn meine Auffassung sich dereinst als irrig erweisen würde, ich selber den Schaden zu tragen hätte. Daher auch habe ich in beiliegendem Manuskript nur jene Bedenken erhoben, für die ich m. E. unanfechtbare Beweise besitze.

Im übrigen versichere ich Eurer Bischöflichen Gnaden, daß ich meinen Schritt mit reinem Gewissen tue und eben darin meinen größten Trost finde. Was mir am schwersten fiel und noch fällt, ist der Abschied von meinem Amte, das

mir lieb und heilig war; ist der Abschied von denen, die mir im Leben nahe standen, und die nun wohl sich von mir wenden werden; ist nicht zuletzt die bittere Enttäuschung, die ich Ihnen, Hochwürdigster Herr, Ihrem Hochwürdigsten Herrn Vorgänger: dem jetzigen Kardinal von Köln, sowie meinem früheren Regenz und meinen ehemaligen Gemeinden bereiten muß.

Indes dürfte meine persönliche Enttäuschung kaum geringer sein. Denn, hätte ich vor meiner Ordination gewußt, was ich heute weiß; hätten Erziehung und Unterricht nicht mit tausend Vorurteilen mir den Blick für die Wahrheit getrübt; hätte die Theologie diese Fesseln nicht auf alle nur denkbare Weise verstärkt und vermehrt, so würde ich mir schon längst ein anderes Lebensglück gegründet haben, statt heute mich geradezu auf die Straße setzen zu müssen, obendrein beladen mit dem Verdammungsurteil nicht nur der Kirche, der ich diente und meine Jugend nutzlos opferte, sondern auch der gesamten Katholiken und selbst der eigenen Angehörigen, die mich künftig meiden werden, als hätte ich, wer weiß, welches Verbrechen begangen.

Und doch werden auch Sie gestehen müssen, daß ich nur meine Pflicht und Schuldigkeit tue, wenn ich nach reiflicher, langjähriger Überlegung mein Amt niederlege, einzig und allein, weil ich nicht länger auf der Kanzel und sonstwo Dinge vertreten darf, die meiner Überzeugung widersprechen. Daß ich um dieses Schrittes willen in Acht und Bann gerate und mich, wie Sie selber wissen, in katholischen Gegenden und insbesondere in meiner von mir so heiß geliebten Heimat als Geächteter kaum noch sehen lassen kann; daß ich ferner in heutiger Zeit und im Alter von 34 Jahren eine neue Lebensstellung suchen muß, das alles ist gewiß nicht angenehm, sondern überaus bitter.

Ich hoffe indes, daß mein schweres Opfer ein Baustein sein wird zur Wiedervereinigung der gesamten Christenheit, der ich künftig dienen will.

Indem ich Ihnen und allen, die mir wohlgesinnt waren, für alles Gute herzlichst danke und ein dankbares Andenken zu bewahren verspreche, verbleibe ich

mit ehrerbietigem Gruße

Euer Bischöflichen Gnaden ergebenster

Franz Griese."

Zwei Tage besprach ich meine Angelegenheit mit dem Bischof, der mich sehr liebevoll behandelte. Wir schieden wie Freunde in tiefstem Schmerz.

Heute stehe ich natürlich längst nicht mehr auf dem Standpunkte, den ich in diesem Briefe vertrat. Das ist klar aus diesem Buche ersichtlich. Wenn ich trotzdem diesen ersten Teil fast so publiziere, wie er damals geschrieben ward, und die Umarbeitung sich nur auf die Klarheit des Ausdrucks und die Besserung der Beweisführung erstreckt, so geschieht das nur, weil die Beweise von damals auch heute noch Geltung haben und mein Gegensatz zur katholischen Theologie sich nur verschärft hat.

Bereits Ende 1922 wollte ich das Manuskript veröffentlichen und übersandte es dieserhalb von Buenos Aires aus einem intimen geistlichen Freunde. Indes schickte dieser es mir wieder zurück, zwecks einer letzten Überarbeitung, die ich auf später verschob. Der Rücksendung fügte er folgenden Brief bei, den ich hier auszugsweise deshalb beilege, weil er das Herz auf der Zunge trägt und in mehr als einer Beziehung die Wahrheit sagt. Der Brief ist datiert vom 20. Februar 1923 und lautet:

„Lieber Franz!

— — — Nun zu Deinem Brief und Deiner Schrift!

Vorweggenommen sei gleich dieses bombensichere Urteil! Du wirst bald nach dem Erscheinen dieser Schrift in dieser Form nicht nur aufgefordert werden, zu widerrufen — sondern totsicher suspendiert; und ich frage Dich als Dein Freund, der sich gerne für Dich, wenn nötig, erschießen ließe: Bist Du bereit, eher ins Wasser als nach Canossa zu gehen — nicht sofort sondern später?

Vorweggenommen sei ferner, daß ich seelisch völlig und inhaltlich ganz und gar von der Richtigkeit Deiner Ansichten überzeugt bin; daß ich infolgedessen in stillen Stunden in die traurigsten Konflikte komme.

Richtig ist ferner, daß ein kleiner Teil des Klerus, aber der geistig überragende, genau so denkt, aber nicht den Mut hat, seine Ansicht zu äußern, aus Furcht, Brot und Ehre zu verlieren.

Richtig ist, daß 99 Prozent der Theologen nach Beendigung der theologischen Studien sich um diese Probleme überhaupt nicht mehr kümmern, für die Examina alte Schwarten wieder rememoriert und in der Theologie sich auf den Volkskatechismus beschränkt.

Richtig ist, daß nur die sogenannten Außenprobleme der Theologie berührt sind, daß die Schiefheiten aber Legion werden, sobald man auf die inneren Probleme kommt.

— — — Ich bin, teurer Freund, auch bereit, gern bereit, allein die Überarbeitung zu übernehmen. Aber denke Dir, wie fein, wie anregend, wie hieb- und stichfest dieser Tank gegen die Theologia Sacrata würde, wenn wir beide einmal all unsere ruhige, feindurchdachte, gut stilisierte Diktion zusammenstellten. Franz, mein Freund, ich brenne darauf! — — —

Das erste Kapitel kann rein inhaltlich, so gefaßt, so bleiben. Aber ich vermisse, wenn es eine Schrift sein soll, die mit dem Herzblut geschrieben ist, eine in großem, machtvollen Schwung und großen Linien ausgeführte Nutzanwendung aus diesem Kapitel. Das Unheil schildern, das aus der Erbsünde hervorgegangen ist! Man muß die Seufzer hören der Jahrhunderte, in den Zellen der Mönche und in den Disziplinen und Bußkammern einer hirnverbrannten Askese, die aus dieser Torheitslehre gebildet wurde.

Ebenso im zweiten Kapitel! Franz, ich las vor einiger Zeit die berühmt gewordene „Geschichte von den Erlösten" im Hochland. Ich kann Dir sagen, die hat Aufsehen gemacht. Das war eine Osterschrift, und zu Tausenden sind dem Verfasser aus ganz Deutschland Dankesschreiben zugeflossen. Auch ich stehe noch ganz unter dem Eindruck dieser Erlöserworte. Wahrlich, der hat leise die dicksten Bürden bereits gehoben und die gröbsten Ketten der Furcht gesprengt, die wir alle seit unserer vergällten, vergifteten Jugend tragen. Es ist ein schlesischer Pfarrer. Bei der Behörde ist der kühne Mann — Professor Dr. Joseph Wittig in Glatz — unten durch.

Das Kapitel, lieber Franz, schreiben wir zusammen, in einer seligen Nacht — auch eine Geschichte von Erlösten, den Erlösten von Wahnworten und Wahnwerten. Unerlöstere fand ich unter den Menschen nicht, als jene, welche berufsgemäß anderen die Erlösung bringen sollen.

Das erste Mal las ich die 83 Seiten im Zuge. Es war mir da, wo ich absichtlich alle kritischen Adern unterbunden hatte, eine unvergeßliche Stunde, einmal wieder hineinzuschauen in das ringende Freundesherz, und glaube mir,

ein brennendes Verlangen überkam mich, Dir nahe zu sein und mit Dir zu arbeiten, zu kämpfen und — wenn es nicht anders sein kann — zu versinken. — — —"

Der Brief ist, darüber besteht kein Zweifel, erschütternd für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Er ist ein Dokument, das eine furchtbare Anklage enthält, eine Anklage gegen die Kirche, die die Gewissen vergewaltigt und die freie Forschung mit allen Mitteln unterdrückt; eine Anklage aber auch gegen den, der den Brief schrieb und heute noch getrost als Geistlicher „wirkt", ein bedeutender Kanzelredner ist und dabei nicht ein Fünkchen Glaube besitzt. Was Wunder, daß die Welt dann schließlich sagt: Cosi fanno tutti: So machen's alle.

Und nun möchte ich mich an meine früheren Mitbrüder wenden, um einmal ein offenes Wort mit ihnen zu reden!

Meine sehr verehrten, früheren Amtsbrüder!

Seit dem Tage, wo dieses Buch an die Öffentlichkeit tritt, richten sich aller Augen fragend auf Euch, in der berechtigten Erwartung, was Ihr dazu sagen werdet. Denn daß Ihr zu diesen Angriffen gegen Christus und seine Kirche nicht schweigen könnt, nicht schweigen dürft — ist selbstverständlich. Handelt es sich doch hier nicht um Angriffe gegen Eure Person, sondern um Angriffe gegen die Person dessen, den Ihr als Gottessohn anbetet und verehrt, und den zu verteidigen Eure heiligste Aufgabe ist. Stillschweigen wäre da geradezu ein Verbrechen im Auge eines jeden Christen. Würde doch wenn irgendwo, dann hier das Wort gelten: Qui ne dit mot, consent: Wer schweigt, stimmt zu!

Somit bleiben Euch nur zwei Wege: Entweder mein Buch widerlegen, oder ihm zustimmen. — Ersteres hätte ja nur dann Sinn, wenn sich meine Behauptungen in sachlicher Weise widerlegen ließen. Ich halte das für unmöglich. Denn ich bin doch auch Theologe und habe als Geistlicher stets mit Leichtigkeit die Angriffe anderer gegen den christlichen Glauben widerlegen können. Gegen diese Angriffe dagegen, die ich heute selber gegen die christliche Überzeugung richten muß, ist kein Kraut gewachsen. Ich kann daher jeder Abwehr ruhig entgegensehen, zumal mein Beweismaterial noch längst nicht erschöpft ist. — Wenn Ihr nun trotzdem glaubt, eine Widerlegung geben zu müssen, so möchte ich nur das eine wünschen, daß diese Widerlegung nicht eine allgemeine Ablehnung mit pompösem Wortschwall sei, sondern klar und nüchtern dartue, in welchen Punkten und inwiefern ich mich geirrt habe.

Überlegt es aber wohl, welche Verantwortung Ihr auf Euer Haupt ladet, wenn Ihr, befangen von Vorurteilen, geleitet von Sorgen um Brot und Ehre, es auch nur versuchen würdet, die Wahrheit mit nichtigen Mitteln zu bekämpfen, sie mit leeren Worten zu verschleiern, und so die Gewissen noch weiterhin irre zu führen. Damit haltet Ihr nun und nimmer den Sieg der Wahrheit auf; wohl aber wird Euer Gewissen, wird die ganze Welt Euch anklagen, daß Ihr in entscheidender Stunde die Wahrheit nicht erkannt und die Zeichen der Zeit nicht verstanden habt. Und dann dreimal: Wehe Euch!

Wenn Ihr aber zu der Überzeugung gelangt, daß meine Ausführungen zu recht bestehen — und Ihr wißt genau so gut wie ich, daß es genügt, ein einziges Dogma zu widerlegen, um die ganze katholische Kirche zu zerstören, da diese nach ihrer eigenen Lehre mit jedem Dogma steht oder fällt, lebt oder stirbt — dann,

ja dann meine lieben, ehemaligen Mitbrüder: Heraus mit der Sprache, und heraus mit dem Freimut und hinweg mit allen Versteckenspielen, hinweg mit aller Heuchelei und hinweg mit aller Rücksicht! Dann handelt, wie ich es getan, kurz und entschlossen! Dann zeigt aller Welt, daß Ihr die Wahrheit über alles und nichts so sehr als die Wahrheit schätzt; dann macht Euch neuerdings zu Führern des Volkes! Und wie Ihr seine Führer im Irrtum waret, Blinde und Führer von Blinden, so seid von nun an Führer des Volkes zur Wahrheit, zur vollen Wahrheit! Die Menschheit wird es Euch zu danken wissen.

In entscheidender Stunde habe ich es Euch gesagt: Überlegt es wohl! Was Ihr seid, war auch ich mit Leib und Seele! Was Ihr glaubt, glaubte auch ich! Was Ihr geopfert, opferte auch ich! Was Ihr errungen, errang auch ich! Was Ihr gelitten, litt auch ich! Worauf Ihr stolz seid, war auch ich stolz! Ja, alles was Ihr glaubt, hofft und liebt, das glaubte, hoffte und liebte auch ich gerade so und vielleicht noch vielmehr als Ihr, in jahrelangen Seelenkämpfen, in bitteren Stunden des Zweifels, in namenloser Angst der Seele, in Trübsal und Widerwärtigkeiten, in Niederlagen und Erfolgen. Ich war geliebt und verehrt von meiner Gemeinde, von den Mitbrüdern, die mich kennen gelernt, von meinen Geschwistern und Verwandten. — Und doch habe ich alles gelassen, alles hintangesetzt, ja, alles habe ich wie Staub der Erde verachtet, um die Wahrheit zu besitzen und der Wahrheit zu dienen.

Acht Jahre habe ich geschwiegen, acht lange Jahre mir Zeit genommen, um in ferner Verbannung noch einmal alles gründlich zu überlegen. Jetzt muß ich das Schweigen brechen; denn die Wahrheit ruft! — Und Ihr alle, die Ihr noch seid, was ich war, die Wahrheit ruft auch Euch!

Vergeßt, was hinter Euch liegt, und streckt die Hand nach dem aus, was vor Euch liegt. Vor Euch liegt Wahrheit, die ganze Wahrheit! — Vor Euch liegt Glück, das wahre Glück, das nicht in falschen, religiösen Gefühlen besteht, sondern im Besitze der ungefälschten Wahrheit liegt! Und vor Euch liegen Ruhe und Frieden, die keine Einbildung mehr stören noch rauben kann.

Und im Namen der Wahrheit, der Freiheit und des Glückes, der Ruhe und des Friedens bitte ich Euch: Verhelft ihnen zum Sieg — zum Wohle für Euch und für die ganze Menschheit!

Es grüßt Euch aus weiter Ferne

Euer ehemaliger Amtsbruder.

Der Irrtum der Erbsünde und der Kindertaufe

Zweifelsohne wird dieses Kapitel eine kleine Geduldsprobe für den Leser sein, der nicht gerade Theologe ist. Indes sind Erbsünde und Kindertaufe von so grundlegender Bedeutung in der Theologie, daß ich bitten muß, den hier gemachten Ausführungen die notwendige Aufmerksamkeit gütigst schenken zu wollen. Ich habe alles getan, um die Darstellung auch für den Laien begreiflich zu gestalten. —

Was zunächst die Erbsünde ist, wissen alle. Gemäß der Lehre des Dogmas wird nämlich Adams Sünde auf alle Menschen (mit Ausnahme Jesu und Mariä) übertragen. Diese Übertragung findet schon bei der Empfängnis statt, also noch vor der Geburt; und zwar wird die Sünde Adams nicht nur als

Schuld, sondern als eigentliche Sünde übertragen, jedoch als vererbte, nicht persönliche Sünde. Gleichzeitig gehen auch alle Folgen der Erbsünde: Leiden, Tod und Verlust des Himmels auf die Menschen über. — Die Erbsünde nun kann gemäß dem Dogma nur durch die Taufe getilgt werden, wobei jedoch von den Folgen nur der Verlust des Himmels behoben wird. Alle anderen Folgen bleiben bestehen.

Wenn dem so ist, wenn es wirklich eine Erbsünde gibt und diese nur durch die Taufe getilgt werden kann, so ist die Kindertaufe unstreitig nicht nur heilsam, sondern sogar ein dringendes Gebot, eine wahre Menschenpflicht, schon damit kein Kind durch einen unvorhergesehenen Tod des Himmels verlustig gehe. — Tatsächlich hat denn auch die katholische Kirche, in der die Erbsündenlehre geradezu zur Fundamentallehre der gesamten Heilsordnung geworden ist, die Kindertaufe als oberstes Gesetz ausgeschrieben; und sie geht sogar soweit, daß sie aufträgt, das Kind schon im Mutterleibe zu taufen, wenn sein Leben in Gefahr schwebt.

Gibt es hingegen keine Erbsünde, so ist auch die Kindertaufe überflüssig; denn wo keine Sünde ist, kann auch keine Vergebung der Sünden stattfinden. — Demnach sind Erbsünde und Kindertaufe unzertrennbar miteinander verknüpft. Sie verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Mit der Erbsünde steht und fällt die Kindertaufe!

Alles hängt also davon ab, ob es eine Erbsünde gibt oder nicht.

Bevor ich nun diese Frage beantworte, möchte ich selber folgende Fragen an die Herren Theologen richten:

1. Wie kommt es, daß eine so bedeutsame Lehre, wie die Lehre von der Erbsünde, in der ganzen Schrift mit keinem Worte berührt ist, zumal selbst jene Stelle, die den Grund für die Erbsündenlehre abgab und mehr als ein Jahrtausend ihr Kronzeuge war, heute sich als beweislos erwiesen hat, wie selbst katholische Theologen zugestehen?

2. Wie kommt es, daß weder im Alten noch im Neuen Bunde irgendeine Verordnung für die Kindertaufe erlassen wurde, obwohl diese, wenn es eine Erbsünde gibt, zu allen Zeiten von der größten Bedeutung war?

3. Wie kommt es, daß selbst zu Christi und der Apostel Zeiten nur Erwachsene getauft wurden, und daß namentlich in der jungen Kirche Kinder erst im Reifealter und erst nach gründlicher Vorbereitung und verschiedenen Prüfungen getauft wurden, gemäß dem Auftrag Christi: Gehet hin, — lehret, — und (dann erst) taufet!

4. Wie kommt es, daß im Alten Bunde nicht einmal Erwachsene getauft wurden, und mit welchem Recht lehrt die Theologie auch heute noch die Erbsünde, obwohl sie doch in Schrift und Tradition beweislos dasteht?

5. Warum hat man uns während der theologischen Studien auf diese fundamentalen Fragen keine Antwort gegeben?

Warum? — Weil eine aufrichtige Beantwortung dieser Fragen dazu geführt hätte, das ganze theologische Gebäude der Erbsünde und Kindertaufe, samt allen Dogmen, die sie stützen, wie ein Kartenhaus zu zertrümmern. Das ist der einzige Grund, weshalb man uns jene Fragen nie beantwortet hat.

In der Tat, es muß doch für jeden ruhig denkenden Menschen höchst auffallend sein, daß eine so hochbedeutsame Lehre, wie die der Erbsünde und Kindertaufe in der ganzen Heiligen Schrift aber auch mit keiner Silbe angedeutet ist, und nachweisbar auf Grund eines einzigen Bibeltextes entstand, der zunächst

falsch übersetzt, dann falsch verstanden und schließlich, falsch angewandt, zur Ursache der Erbsündenlehre wurde.

Es war St. Augustin, der auf Grund jenes Mißverständnisses die Lehre von der Erbsünde erfand und diese Lehre — gegen den Willen des Papstes Zosimus in die katholische Kirche einführte. Augustin berief sich dabei auf jene berühmte Paulusstelle aus dem Römerbrief, die in der Folge in allen Dogmatikbüchern als „Beweis" zitiert wurde, und heute noch dort und in jedem Katechismus zu finden ist.

Es handelt sich hier um eine längere Ausführung des Apostels, in welcher er einen Vergleich zwischen Adam und Christus zieht. Der hauptsächlichste Satz nun, auf den St. Augustin, der übrigens ein ausgezeichneter Lateiner, aber ein schlechter Grieche war, sich stützte, ist folgender: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod. Und der Tod ging deshalb auf alle Menschen über, weil alle i n i h m (Adam) sich versündigten." (Röm. 5, 12.) —

Also, schloß St. Augustin, haben alle Menschen gemäß der Schrift, in Adam gesündigt, oder, was dasselbe bedeutet, ist die Sünde Adams auf alle Menschen übergegangen. Da aber die Menschen in Adam nicht persönlich sündigen konnten, muß die Sünde Adams erblich übertragen werden. Und diese Sünde ist eben dadurch die Erbsünde.

Eine wunderbar einfache Sache! Leider hatte sie einen Fehler! Die Worte „in ihm" stehen nämlich in der Schrift gar nicht, sondern beruhen auf einem Mißverständnis. Das betreffende griechische Wort: ἐφ ῳ kann niemals „in ihm" heißen, wie jeder Primaner weiß; vielmehr bedeutet es „auf Grund dessen, daß" oder kürzer „weil".

Demnach lautet der Bibeltext in Wirklichkeit: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod. Und der Tod ging deshalb auf alle Menschen über, weil alle (persönlich) sündigten."

Die Erbsündenlehre ist also auf Grund eines mißverstandenen Schrifttextes gebildet worden, und diese eine Tatsache sollte genügen, die Lehre nun auch fallen zu lassen. Indes die Theologen suchen die Erbsünde auch weiterhin zu verteidigen, sodaß es notwendig ist, auch noch zu zeigen, daß jene Paulusstelle, ja die ganze Bibel die Lehre von der Erbsünde in jeder Beziehung verneinen.

Der Apostel sagt nämlich ausdrücklich: „Jedoch hatte sein (Adams) Sündenfall keine so große Wirkung, wie die Begnadigung (Christi). Waren nämlich durch den Sündenfall des einen (Adam) alle dem Tode verfallen, so erwies sich die Begnadigung Gottes und die Gabe, die uns durch die Güte des einen Menschen (!) Jesus Christus zu teil ward, noch sehr viel reicher und zwar für alle." (Röm. 5, 15.)

Hier erklärt Paulus, daß die Wirkung der Begnadigung Christi bei weitem größer war als die Wirkung der Sünde Adams. Das mag vom christlichen Standpunkt aus zweifellos recht sein, wenn man keine Erbsünde annimmt. — Setzt man hingegen diese voraus, so stellt sie die Gnadenwirkung Christi einfach in Schatten. — Denn die Erbsünde wird erblich und auf alle Menschen ohne Ausnahme übertragen, die Rechtfertigung Christi dagegen weder erblich noch auf alle Menschen, vielmehr nur auf einen sehr geringen Teil der Menschen; und selbst von diesen erreicht nur ein kleiner Prozentsatz den Himmel. — Obendrein aber bleiben die Folgen der Erbsünde: Leiden und Tod auch für jene Menschen, die durch Christus gerechtfertigt werden.

Das alles zeigt aber zur Evidenz, daß die Wirkung der Erbsünde unendlich mal größer ist als die Wirkung der Rechtfertigung Christi. — Gibt es also eine Erbsünde, wie die Theologen behaupten, dann hat Paulus hier die Unwahrheit gesagt. Somit steht die Erbsündenlehre in direktem Widerspruch mit der Lehre des Apostels, und das ausgerechnet in jenem Texte, der als Grundlage für die Erbsündenlehre diente.

Aber es kommt noch besser! Paulus sagt nämlich zusammenfassend: „Wie es demnach durch des einen (Menschen) Sünde für alle Menschen zur Verdammung kam, so kam es auch durch des einen Gerechtigkeit für alle Menschen zur Rechtfertigung für das ewige Leben." (Röm. 5, 18.) Der Apostel betont also die vollkommene Gleichheit zwischen der Übertragung der Schuld Adams und der Begnadigung Christi. Und diese Gleichheit in der Übertragung beider Dinge: der Sünde Adams und der Rechtfertigung Christi leuchtet noch ganz besonders aus den einleitenden Worten des Apostels zu diesen Ausführungen hervor. Paulus sagt dort: „Wir wollen uns in Gott auch unseres Herrn Jesus Christus rühmen! Durch ihn nämlich haben wir nunmehr die Versöhnung empfangen und zwar auf dieselbe Art und Weise, wie einst durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod. Und der Tod ging deshalb auf alle Menschen über, weil alle sündigten." (Röm. 5, 11.) — Aus diesen Worten des Apostels läßt sich folgende Schlußfolgerung bilden:

Nach Paulus herrscht völlige Gleichheit in der Übertragung der Sünde und der Rechtfertigung.

Nun aber wird nach Lehre der Theologen die Rechtfertigung Christi nicht erblich übertragen.

Also auch die Sünde Adams nicht!

An dieser so einfachen Logik muß jedes Drehen und Deuteln scheitern und zerschellen. Die Theologen haben sich selbst geschlagen, oder vielmehr, Paulus wars, der sie schlug. Keine noch so große theologische Gerissenheit wird diese Beweisführung mehr umstürzen. Sie ist der Tod der Erbsünde.

Übrigens bedurfte es wahrlich eines gerüttelten Maßes von Unkenntnis, Unkenntnis der jüdischen Denkweise, Unkenntnis der griechischen Sprache und Unkenntnis der fundamentalsten Gesetze der Logik, um so entsetzlich weit am Ziel vorbeizuschießen und Paulus in der Weise mißzuverstehen, wie es die Erbsündentheologen getan haben.

Was der Apostel nämlich in seinen Ausführungen sagen wollte, ist kurz gefaßt folgendes: Adam hatte gesündigt und dadurch die Sünde als erster in die Welt gebracht. Durch sein Beispiel wurden außerdem auch die Menschen zur Sünde verleitet. Das wiederum verursachte den Tod der Menschen, wie es ja auch bei Adam der Fall war. (Denn nach jüdischer Auffassung war der Tod eine Strafe für die Sünde, und nur der Sündenreine, wie z. B. Henoch, blieb frei vom Tode. Dagegen wurden die Sünden der Eltern vielfach sogar an den Kindern bestraft, wie der Fall David zeigt, dessen Kind aus seiner Frau Bethsabee wegen der Sünde des Vaters sterben mußte.) Indirekt ist und bleibt also Adam die Ursache der Sünde und des Todes aller Menschen. — Das wollte der Apostel sagen! Und diesen Worten des Apostels unterschoben Augustin und seine Anhänger die hochentwickelte theologisch-philosophische Erbsündenlehre mit ihren 100 Dogmen, ihren 1000 Unbegreiflichkeiten, ihren 10 000 logischen Widersprüchen und ihren 100 000 schiefen Folgerungen. —

Dabei übersahen die Theologen vollständig, daß der ganze erste Teil des

Römerbriefes, bis zum neunten Kapitel hinauf, ausschließlich von persönlichen Sünden handelt. Paulus erbringt nämlich hier den Nachweis, daß alle Menschen ohne Ausnahme, Heiden und Juden sich persönlich versündigten, um so zu zeigen, daß die Erlösung aller Menschen, der Juden und der Heiden, notwendig war. Und weiterhin zeigt er, daß die Erlösung Christi den Menschen tatsächlich die Erlösung von der persönlichen Sünde gebracht hat, indem sie allen Menschen die Kraft verleiht, der Sünde zu widerstehen. — Aus diesem Zusammenhang nun einen einzelnen Satz herausgreifen und ihn auf ein Sprachenmißverständnis hin auf eine Erbsünde deuten, ist schon an sich ein grober Mißgriff und hier umso verfehlter, als der Apostel, wenn er die Erbsünde gekannt hätte, sich die Mühe erspart haben würde, durch drei Kapitel hindurch unter Aufbietung seiner ganzen theologisch-jüdischen Kenntnisse die persönliche Versündigung aller Menschen darzutun, um die Notwendigkeit der Erlösung aller zu erweisen. Vielmehr hätte er dann, wie es ja auch die heutigen Theologen tun, einfachhin gesagt: In Adam haben alle Menschen gesündigt, also mußten alle durch Christus erlöst werden. Damit hätte er sich des ganzen Nachweises der persönlichen Versündigung der Menschen überhoben.

Zwar haben katholische Dogmatiker denn auch zugestanden, daß jene Paulusstelle für die Erbsünde beweislos ist. Indes dieses Geständnis ist gänzlich unzureichend. Sie hätten darüber hinaus gestehen müssen, daß im Gegenteil eben jener Paulustext der klarste Beweis gegen die Erbsündenlehre ist, wie wir gesehen haben.

Indes ist nicht nur dieser Schrifttext ein Gegenbeweis gegen die Erbsündenlehre, sondern die ganze Bibel widerspricht ihr, und nicht nur dadurch allein, daß sie durch ihr Schweigen sowohl über die Erbsünde als über die Kindertaufe laut gegen beide protestiert, sondern auch dadurch, daß sie konkret angibt, Christus habe uns nicht von einer Erbsünde, sondern von persönlichen Sünden erlöst.

Denn sowohl Christus als die Apostel heben bei jeder sich bietenden Gelegenheit hervor, daß der Erlöser gekommen sei, die Menschen von ihren persönlichen Sünden zu befreien. Niemals ist die Rede von einer Tilgung der Sünde Adams, geschweige denn der Erbsünde. Man lese nur: Röm. 3, 25; 6—8. Gal. 1, 4. Eph. 1, 7. 1. Petr. 3, 18. 2. Petr. 1, 9. 1. Apostelgeschichte 2, 37. Apoc. 1, 5. sowie sämtliche Abendmahlsberichte und zahllose andere Schriftstellen, die alle nur von einer Erlösung von persönlichen Sünden sprechen.

Nach den Theologen ist aber die vornehmste Wirkung der Erlösung Christi nicht die Erlösung von den persönlichen Sünden, sondern jene von der Erbsünde. Somit drehen die Theologen den Standpunkt der Schrift wieder einmal um, und verkünden eine Erlösung, von der weder die Schrift noch die apostolische Tradition irgendwelche Ahnung haben.

Wir können demnach feststellen, daß die Erbsündenlehre der Bibel in jeder Beziehung widerspricht. Das ist ein Ergebnis, das über jeden Zweifel erhaben dasteht.

Nun verstehen wir auch, weshalb der Alte und der Neue Bund keinen Auftrag für die Kindertaufe enthalten; war doch die Erbsünde dem einen wie dem anderen Testamente völlig unbekannt.

Wir verstehen ferner, weshalb der Alte Bund nicht einmal eine Taufe für die Erwachsenen kannte; da man sich von den persönlichen Sünden im Alten Testamente durch Sühnopfer usw. reinigte, und dies genügte.

Wir verstehen endlich, weshalb die Kindertaufe weder zu Christi noch der Apostel Zeiten, noch in der jungen Kirche in Brauch war; weil damals eben der Begriff der Erbsünde völlig fehlte.

Im Gegenteil, die Kinder der Christen galten dem Apostel Paulus, bei seiner echt jüdischen Denkweise, schon durch ihre bloße Geburt von christlichen Eltern als heilig und gottgeweiht, wie er ausdrücklich im Korintherbriefe bezeugt: „Der ungläubige Mann ist ja durch seine (gläubige) Frau geheiligt; und die ungläubige Frau durch den (gläubigen) Mitbruder. Sonst wären ja auch Eure Kinder unheilig, tatsächlich aber sind sie heilig!“ (1. Cor. 7, 14.) Wer die jüdische Auffassung von Übertragung von Schuld und Heiligkeit kennt, sieht sofort, daß der Apostel hier eine gewisse Heiligkeit dem ganzen Hause eines Christen zuweisen möchte, sodaß schon durch das bloße Christsein eines Ehegatten der andere Ehegatte samt den Kindern geheiligt erschien.

Die Theologen teilen indes absolut nicht diese Denkweise des Apostels, sondern erklären die Kinder christlicher Eheleute wegen der Erbsünde als unrein, unheilig, ja als Kinder des Teufels, die erst durch die Taufe in Kinder Gottes umgewandelt werden müssen. Und nun denke man an Jesus, den Kinderfreund, wie er die ungetauften, jüdischen Kinder um sich versammelte, und trotz ihrer Erbsünde den vor ihm stehenden Jüngern erklärte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht, denn für solche ist das Himmelreich!“ Und ein andermal: „Wenn Ihr nicht werdet wie diese Kinder, könnt Ihr in das Himmelreich nicht eingehen!“ Wie himmelweit ist doch die Ansicht Christi und seiner Apostel verschieden von jener der Theologen!

Es erübrigt jetzt nur noch, auf die Folgen dieser schriftwidrigen Theologie hinzuweisen. Diese Folgen zeigen sich vor allem in der völligen Entwertung, ja Vernichtung der von Christus eingesetzten Taufe. Während nämlich nach Christus die Taufe den Zweck hatte, die persönlichen Sünden des Täuflings hinwegzunehmen, ihn gegen neue Sünden zu stärken und durch ein feierliches Bekenntnis in die Kirche aufzunehmen, weshalb diese Taufe nur bei Erwachsenen Sinn hatte, unterdrückten die Theologen diese Taufe und, Gottes Anordnung mit Menschensatzung vertauschend, setzten sie an ihre Stelle die blutleere, geist- und sinnlose Kindertaufe, bei der dem Täufling weder Sünden nachgelassen werden, noch er gegen neue Sünden gestärkt wird, noch endlich durch ein feierliches Bekenntnis sich freiwillig in die Kirche Gottes eingliedert. Darauf kommt es an, darauf baut die Kirche ihre Macht auf!

Obendrein aber verpflichtet man die Gläubigen, an all den Rauch und Nebel zu glauben, in den man Erlösung und Taufe durch die Erbsündenlehre verflüchtet hat. Da soll durch die Kindertaufe die Erbsünde nachgelassen werden, obwohl sozusagen alle ihre Folgen bestehen bleiben. Dabei ist die Erbsünde selber ein derartiges Rätsel, daß selbst die Theologen bis heute sich nicht einig geworden sind, weder über ihr Wesen, noch ihre Wirkungen. Und so wird alles in Glauben an Unwirklichkeiten, Unbegreiflichkeiten und Widersprüche verwandelt, was früher klar und eindeutig war, auch wenn es der Wahrheit entbehrte.

Endlich kommt noch das Beste: die geschichtliche Entstehung der Erbsünde! Als nämlich Augustin mit seinen 200 afrikanischen Bischöfen die Lehre von der Erbsünde durchsetzen wollte und dieserhalb den Pelagius, einen ebenso frommen wie gelehrten Mönch, der sich der Neuerung widersetzte, heftig angriff, sandte Papst Zosimus, ein Freund des Pelagius, ein Schreiben an die afrikanischen

Bischöfe, in denen er sein Mißfallen gegen jene Angriffe ausdrückte und Pelagius in Schutz nahm.

Aber die Bischöfe Afrikas verurteilten trotzdem auf zwei Synoden, 417 und 418, unter Führung Augustins ihren Gegner Pelagius, und ließen diese Verurteilung durch den Kaiser Honorius unterschreiben, der gleichzeitig die Vertreibung des Pelagius und seines Freundes Celsius aus Rom verfügte. Pelagius befand sich indes damals in Jerusalem, leistete aber Widerruf, was dem heiligen Augustin so unerwartet kam, daß er der Sache nicht traute und fortfuhr, den Pelagius zu bekämpfen. Celsius hingegen verschwand spurlos, und der Papst sah sich genötigt, unter dem Drucke der kaiserlichen Hoheit und des Ansehens des heiligen Augustins, dessen Erbsündenlehre offiziell anzunehmen.

Damals war es also wieder einmal die Theologie, die den Sieg über die apostolische Lehre und die ganze Bibel davontrug! —

Der Irrtum der Beichte und der Todsünde

Wohl keine Einrichtung der katholischen Kirche ist von jeher so oft angegriffen worden, wie die Ohrenbeichte. Man hat sie als unmoralisch im höchsten Maße bezeichnet, und einen wahren Herd von Vergehen in ihr erblickt. — Trotz alledem besteht die Ohrenbeichte weiter, beschützt und behütet durch die Autorität der katholischen Kirche, deren stärkstes religiöses Zuchtmittel zweifelsohne gerade die Ohrenbeichte ist.

Was ist nun von der Ohrenbeichte zu halten? Vor allem sei bemerkt, daß es sich hier in erster Linie nicht darum handelt, ob die Beichte nützlich und moralisch einwandfrei oder schädlich und unmoralisch sei; sondern darum, ob die Ohrenbeichte von Christus eingesetzt ist oder nicht. Denn einzig und allein davon hängt ihre Existenzberechtigung ab.

Da nun die Ohrenbeichte die Sündenvergebung erteilen soll, so fragen wir uns zunächst, wie fand zur Zeit Christi die Sündenvergebung statt?

Christus hat darüber keinen Zweifel gelassen. Er selbst sagt uns bei den verschiedensten Anlässen, wie die Sünden nachgelassen werden. So versichert er in der Parabel vom Zöllner im Tempel, daß dieser die Vergebung aller seiner Sünden durch die schlichten, reuigen Worte erhielt: „Herr sei mir Sünder gnädig!" (Luk. 18, 13.) — Die öffentliche Sünderin erlangte die Verzeihung all ihrer Vergehen allein schon durch ihre Tränen, ohne ein Wort zu sprechen: „Deine Sünden sind Dir verziehen!" (Luk. 7, 48.) — Der verlorene Sohn erhielt ebenfalls Verzeihung durch die Worte: „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor Dir!" (Luk. 15, 21.) — Und der Schächer am Kreuze erlangte den Nachlaß all seiner Freveltaten durch die einfache Bitte: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst!" (Luk. 23, 42.) —

All diese Menschen erhielten somit die Verzeihung ihrer Sünden durch ein schlichtes Schuldgeständnis, sogar ohne Worte, immer aber ohne irgendwelche Aufzählung der Sünden. Dabei ist zu beachten, daß diese Sündenvergebung zum Teil in Parabeln sich vollzieht, die ausdrücklich dazu bestimmt waren, den Zuhörern anzugeben, wie man es machen müsse, um von Gott Verzeihung der Sünden zu erlangen. Ja Christus lehrte seine Apostel im „Vater unser" beten: „Und vergib uns unsere Schuld!" Man kann aber doch nicht annehmen, Christus habe hier seine Jünger leere Worte beten gelehrt. Er geht sogar soweit, daß er

sagt: „Wenn Ihr den Mitmenschen ihre Fehler verzeiht, so wird Euer Vater auch Euch Eure Sünden verzeihen!" (Matth. 6, 14.)

Alles das zeigt uns, daß gemäß der Lehre Christi die Sündenvergebung in sehr einfacher Weise zu erlangen ist. Es genügt ein reuiges, aber aufrichtiges Schuldbekenntnis, das natürlich gleichzeitig eine Abkehr von der Sünde in sich schließt. Mehr hat Christus nicht verlangt.

Und nun beobachte man den Gegensatz! Nach der Lehre der katholischen Kirche sind heute all jene reuigen Schuldgeständnisse, denen Christus Sündenvergebung beimaß, vollkommen wirkungslos, wenn man nicht auch den Willen hat, all seine Sünden samt ihrer Zahl und den erschwerenden Umständen in der Beichte dem Priester zu bekennen, und dieses Bekenntnis auch wirklich ablegt. — Diese Praxis der katholischen Kirche, ob begründet oder nicht, steht in unvereinbarem Widerspruch mit der Praxis und der Lehre Christi, und das um so mehr, als durch die Ohrenbeichte den Christen die Verzeihung der Sünden in der unverantwortlichsten Weise erschwert worden ist, wie wir noch sehen werden.

Die Ohrenbeichte widerspricht aber ferner ebenso der Praxis und der Lehre der Apostel. Christus hatte seinen Jüngern die Vollmacht übertragen: „Welchen Ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen Ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten!" (Joh. 20, 23.) — Indes die Apostel bezogen diese Sündengewalt nicht etwa auf die rein persönlichen, mehr oder weniger geheimen Sünden, für welche die bereits erwähnten Lehren und Normen Christi bestehen blieben, sondern auf öffentliche Vergehen, wie der Fall des blutschänderischen Korinthers zeigt, der von Paulus zunächst aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde (1. Kor. 5, 5), dann aber, als er sein Vergehen bereute, brieflich wieder aufgenommen ward (2. Kor. 2, 10). Aber selbst in diesem Falle vollzog sich alles ohne irgendwelche Ohrenbeichte. Wenn aber hier keine Ohrenbeichte stattfand, dann noch viel weniger bei jenen persönlichen Verfehlungen, die nicht an die Öffentlichkeit drangen. Es gibt auch nicht die leiseste Andeutung in der Schrift von irgend einer Pflicht, alle Sünden zu bekennen; geschweige denn von einer pflichtmäßigen Ohrenbeichte aller Sünden. — Demnach hatten die Apostel jene Sündenverzeihunggewalt, die ihnen Christus verlieh, richtig dahin verstanden, daß diese Gewalt ausgeübt werden sollte, wenn ein besonderer Anlaß vorlag, wie der oben erwähnte, oder auch wie der Fall des Ananias und der Saphira. Niemals aber erlitten die sonstigen Normen Christi für die Sündenvergebung, wie er sie in seinen Parabeln und sonstigen Lehren aufgestellt hatte, durch jene Gewalt irgend eine Veränderung.

Ganz anders dagegen die heutige, theologische Lehre der Sündenvergebung. Nach ihr wird keine einzige Todsünde — und heute gibt es mehr Todsünden als Sand am Meere — durch einen Reueakt nachgelassen, wenn nicht die Ohrenbeichte folgt, in der sie alsdann wirklich nachgelassen werden soll.

Wir stellen demnach bezüglich der Sündenvergebung folgende fundamentalen Unterschiede zwischen der Praxis der heutigen Kirche und jener der apostolischen Zeit fest:

Erstens: In apostolischer Zeit genügte zur Vergebung aller Sünden, bei denen die Kirche nicht aus ganz besonderen Gründen eingriff, die von Christus gepredigte, reuige Selbstanklage vor Gott, ohne jedwede Ohrenbeichte.

Zweitens: In den Fällen, in denen die Apostel eingriffen, sei es, daß es sich um öffentliche Sünden handelte, oder daß ein besonderer Anlaß vorlag, fehlt ebenfalls die Ohrenbeichte und jedwede Aufzählung von Sünden.

Drittens: Die apostolische Tradition ist von der katholischen „apostolischen" Kirche in jener Beziehung aufgegeben und die Lehre Christi über die Sündenvergebung einfachhin gestrichen worden.

Nimmt man nun noch ein katholisches Moralbuch in die Hand, in dem alle Bedingungen für die Gültigkeit der Beichte aufgezählt und einzeln behandelt werden; liest man dort, wie die Gewissenserforschung, die Reue, der Vorsatz, das Sündenbekenntnis und die Genugtuung sein muß; bedenkt man ferner, daß man mit möglichster Genauigkeit nicht nur die Zahl, sondern auch alle besonderen Umstände beichten muß, und daß ein Verfehlen gegen irgend eine dieser Bedingungen die Beichte sehr leicht ungültig macht, sodaß man nach der Beichte noch nicht weiß, ob man nun eigentlich Verzeihung der Sünde erhalten, oder nicht gar eine neue Sünde, und diesmal einen „Gottesraub" begangen hat, so wird der Riesenunterschied zwischen heutiger Praxis und apostolischer Tradition noch drastischer.

Ich befand mich in der Lage, daß ich in der Meinung, meine Beichten seien ungültig gewesen, weil ihnen diese oder jene Bedingung gefehlt habe, Generalbeichte auf Generalbeichte ablegte, wobei ich mir derart das Gehirn abmarterte, daß ich schließlich selber nicht mehr wußte, ob ich dies oder jenes nun eigentlich gebeichtet habe oder nicht; ob ich es in einer gültigen oder ungültigen Beichte gesagt hatte, ob ich in letzterem Falle darnach eine gültige Generalbeichte abgelegt hatte oder nicht, ob ich auch genau alles angegeben oder etwas verschwiegen hatte, ob ich schließlich in dieser oder jener Beichte auch die Reue vorschriftmäßig erweckt, den guten Vorsatz zu fassen nicht vergessen, die Genugtuung verrichtet etc. etc. — Wie oft habe ich so ein und dieselbe Sache zehnmal oder noch öfter beichten müssen, um schließlich die Sicherheit zu haben, daß ich sie gültig gebeichtet. Dieser Zustand qualvoller Selbstmarterung begann für mich im 14. Lebensjahr und dauerte ununterbrochen bis zu meinem 22., wie meine Beichtväter bezeugen können. Meine allzugroße Gewissenhaftigkeit einerseits und menschliche Schwächen anderseits, verursachten diesen Kampf, der aber im Grunde nur eine Folge der übertriebenen Bedingungen für die Ohrenbeichte war. Auf diese Weise wurde mir die ganze Jugend in der bittersten Form vergällt und vergiftet. Dafür hatte ich dann das „Glück", katholisch zu sein.

Als ich im 12. Jahre meine erste Generalbeichte ablegte, hatte ich alle meine „Sünden" pflichtgemäß in ein ziemlich umfangreiches Heft eingetragen. Dabei hatte ich sogar genau in Zahlen angegeben, wie oft ich zugesehen, wenn eine Kuh gemelkt wurde oder wenn ein Hund den bewußten Dreistand machte, um an der Wand die Eintragung ins Hauptbuch vorzunehmen. Alles hielt ich für Todsünden; denn nach dem Katechismusunterricht, den wir erhielten, blieb mir nichts anderes übrig. Als ich dann dem guten Kaplan K. die „Allerheiligenlitanei" vorlas, muß ihm doch ziemlich schwül dabei geworden sein; denn er bat mich, gefälligst einige zehn Seiten zu überschlagen. Mir leuchtete das gut ein, zumal ich gerade mit dem 6. Gebot anfangen wollte, das bekanntlich lautet: „Du sollst nicht ehebrechen". Und da ich hier eine wahre Mustersammlung von „schweren Sünden" zusammengetragen hatte, so nahm ich die Gelegenheit wahr und überschlug wacker die gewünschte Seitenzahl. Der Scherz hat zwar dem guten Kaplan die Zeit erspart, aber mir nicht die Gewissensbisse, und bald stand ich, mit dem gleichen Heft bewaffnet, in einem anderen Beichtstuhl und las trotz aller Proteste des Beichtvaters das ganze Sündenregister herunter. Stolz und ohne die Lossprechung abzuwarten, verließ ich den Beichtstuhl. Übrigens fiel das vermaledeite

Heft bald darauf in die Hände meiner Schwestern. Hierüber will ich indes den Mantel der Liebe decken. — Wenn aber jemand glaubt, daß diese Geschichte eine Folge der apostolischen Tradition sei, oder gar auch zu Zeiten der Apostel sich hätte zutragen können, so dürfte er gewiß im Irrtum sein.

Wie hat sich nun diese gewaltige Umwandlung in der Sündenvergebung vollzogen? Der psychologische Werdegang ist folgender: Als mit der Zahl der Gläubigen auch die Zahl der öffentlichen Sünder wuchs, namentlich derjenigen, die in den Zeiten der Verfolgung vom Glauben abgefallen waren, wurden diese zu öffentlichem Schuldbekenntnis und öffentlicher Sühne genötigt, bevor sie wieder in die Kirche aufgenommen wurden. Indes stieß diese öffentliche Demütigung bald auf großen Widerstand und die Kirche begnügte sich daher mit einem einfachen Bekenntnis vor dem Priester. Dafür aber mehrte sich die Zahl der zu bekennenden Sünden, und heute ist sie Legion geworden. Dieser Umwandlungprozeß nahm über tausend Jahre in Anspruch. Noch im 5. Jahrhundert versichert St. Augustin, daß zur Vergebung von Vergehen (crimina) Almosen und Gebet genügen, und man alsdann ruhig die Eucharistie empfangen könne, gemäß dem Worte des Apostels: Liebe bedeckt die Menge der Sünden. — Im 10. Jahrhundert genügte noch die Beichte an einen Diakon, ja sogar die Beichte zwischen Eheleuten wurde als hinreichend anerkannt. War es doch schon zu Zeiten der Apostel nicht selten, daß die Christen aus freien Stücken einander ihre Sünden bekannten. — Bis zu Thomas von Aquin pflegte der Priester nach dem Sündenbekenntnis nur ein einfaches Gebet über den Sünder zu sprechen, daß Gott ihm die Sünden verzeihen möge. Dieses Gebet ist bis heute erhalten geblieben; doch fügt der Priester jetzt, gestützt auf die Lehre Thomas von Aquin, die überaus hochmütigen Worte hinzu: Ich spreche Dich los von Deinen Sünden!

Ich möchte nun an die Herren Theologen folgende Fragen richten:

Erstens: Mit welchem Recht hat die katholische Theologie die Sündenvergebung aufgehoben, die Christus in seinen Parabeln und durch seine Lehre verkündet hat?

Zweitens: Mit welchem Recht hat die gleiche Theologie den Christen von heute die Verzeihung der Sünden viel schwerer gemacht, als der Alte Bund sie den Juden gemacht hatte, da diese durch eine einfache Reue oder auch durch ein Sühnopfer ihre Sünden tilgen konnten?

Drittens: Mit welchem Recht verpflichtet die Theologie die Christen, nicht nur die öffentlichen, sondern auch die geheimen Sünden zu bekennen, und sich in der beschämendsten Weise vom Priester über alle Umstände der Sünde ausfragen zu lassen?

Viertens: Ich frage ganz besonders, mit welchem Recht verpflichtet man die Frauen, sogar die intimsten Angelegenheiten der Ehe dem Beichtvater genau mitzuteilen? Ich berufe mich hierbei sowohl auf die mündlichen Anweisungen, die wir im Priesterseminar erhielten, als auch auf ein lateinisches Zirkular, das wir Geistliche, ich glaube im Jahre 1918, erhielten, in welchem die Fragepflicht über diesen Gegenstand ganz besonders eingeschärft wurde. Es wurde uns damals dringend empfohlen, das Zirkular ja nicht aus der Hand zu geben, damit es nicht von gegnerischer Seite zu Angriffen gegen die Kirche mißbraucht würde. Ich meine indes, wenn die Theologie nicht der Geistlichkeit die Begriffe von Anstandsgefühl vollständig umgewandelt hätte, würde man eher vor Scham in den Boden versinken, als sich in dieser Weise in die innersten Angelegenheiten der Ehe zu mischen, und, noch dazu einer Frau gegenüber, Fragen zu stellen, die nicht einmal ein Arzt aus Gesundheitrücksichten stellt, geschweige denn ein

Geistlicher, obendrein zum Zwecke der Beschämung, stellen dürfte. Als Ehemann würde ich meiner Frau unter keinen Umständen gestatten, zur Beichte zu gehen.

Fünftens: Mit welchem Recht endlich hat man die Sündenvergebung, die Christus durch Aufhebung der Sühneopfer sogar vereinfacht hatte, in eine wahre Folterkammer umgestaltet, in der nicht nur der Einfluß der Kirche zu ihren sonstigen Zwecken mißbraucht wird, sondern auch die Gewissen oft genug in der unsagbarsten Weise gequält und gepeinigt werden, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung weiß. Denn die Bedingungen für eine gültige Beichte sind derartig gestellt, daß ein empfindliches Gewissen psychologisch notwendig in die größten Ängste und Zweifel gestürzt wird über die Gültigkeit der Beichten, und dann beginnt jener Marterweg, der oft genug im religiösen Wahnsinn geendet hat, und dann erinnere ich mich daran, wie namentlich bei Gelegenheit von sogenannten Volksmissionen die Beichtväter nach der Beichte sich in den tollsten Scherzen ergingen über das, was ihnen gebeichtet worden war — freilich ohne Namen zu nennen; und erinnere mich auch an die bekannten, sogenannten Kapuzinerwitze, die die Würze der täglichen „geistlichen" Unterhaltung bilden und wohl das Ärgste sind, was Unanstand sich zu leisten vermag.

Ist nicht alles dieses ein wahrer Hohn auf Christi Lehre und apostolische Tradition? Glaubt man denn, die Welt würde nie erfahren, in welch widerwärtiger Weise man sie am Gängelbande geleitet und geradezu an der Nase herumgeführt hat? Fürchtet man nicht den Zorn derer, die so betrogen wurden, wenn sie eines Tages die Wahrheit erfahren?

Nun noch ein Wort zu den Todsünden. In der Bibel gibt es zwei Stellen, wo ganz besonders klar jene Sünden genannt werden, die für Christen als Todsünden zu gelten haben, da sie vom Himmel ausschließen. Die erste lautet: „Gebt Euch keiner Täuschung hin: Unzüchtige, Ehebrecher, Lüstlinge, Knabenschänder, Diebe, Wucherer, Trunkenbolde, Lästerer und Räuber werden keinen Anteil am Reiche Gottes haben." (1. Kor. 6, 9.) — Die andere lautet: „Werke des Fleisches sind daher: Unzucht, Unkeuschheit, Lüsternheit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Zwietracht, Spaltungen, Parteiungen, Neid, Mord, Trunksucht, Schwelgerei und dergleichen. Ich habe es Euch schon früher gesagt und wiederhole es nun: Die sich derartigen Dingen hingeben, werden das Reich Gottes nicht ererben." (Gal. 5, 19.) — Wie man sieht, spricht der Apostel in beiden Fällen von notorischen Gewohnheitsündern und solchen, die sich dauernd gegen das Hauptgebot der christlichen Nächstenliebe verfehlen. Das ist vom christlichen Standpunkt aus noch einigermaßen vernünftig gesprochen.

Heute dagegen ist es Todsünde, wenn man vor der Kommunion auch nur ein Schlückchen Wasser nimmt — obwohl Paulus ausdrücklich fordert, daß man vor dem Empfange der Eucharistie seinen Hunger zu Hause stillen solle (1. Kor. 11, 34) und obwohl Christus gesagt hat: „Nicht, was durch den Mund eingeht, verunreinigt den Menschen". (Matth. 15, 11.)

Heute ist es auch Todsünde, wenn man am Freitag oder Fastentag ein Stückchen Fleisch ißt — nach den Theologen genügen vier Gramm, um die Todsünde zu bewirken — trotz der Lehre Christi, daß die Speiseverbote nicht unter Sünde verpflichten. Dabei darf man in Südamerika an allen Abstinenztagen ruhig Fleisch essen. Als ich zum ersten Male hierher kam, nahm ich in einem Kloster Unterkunft. Wer begreift nicht mein Erstaunen, als ich am Freitag die Hochwürdigen Herrn Patres wacker Fleisch essen sah. Ich erfuhr dann von ihnen,

daß man hier wegen des Überschusses an Fleisch dieses auch an Freitagen und Abstinenztagen essen dürfe. Glückliches Land! Wenn man also in Europa Fleisch ißt, kommt man in die Hölle, in Südamerika dagegen ist es keine Sünde. Qui potest capere, capiat!

Nun müßte ich noch ein Wort über das gewaltige Heer von Todsünden sprechen, das die theologischen Bücher der Moral, Dogmatik, Exegese, Liturgie usw. erfüllt. Wenn Christus einst sagte: „Wehe Euch, Ihr Gesetzesgelehrten, die Ihr den Menschen Lasten auflegt, die sie nicht tragen können!" (Luk. 11, 47), so müßte dieses Wehe auch jenen unverantwortlichen Theologen gelten, die jede Kleinigkeit als eine Todsünde bezeichnen, die Gewissen damit in Schrecken und Verzweiflung bringen und obendrein glauben, sie könnten auf diese Weise Gott dem Herrn vorschreiben, wen er zur Hölle zu verdammen habe und wen nicht.

Der Irrtum der Sakramente der Ehe und der letzten Ölung

Als ich noch Theologiestudent war, las uns eines Tages unser Dogmatikprofessor P. M. eine Stelle aus Harnacks „Wesen des Christentums" vor, wo der große Gelehrte die Sakramente der katholischen Kirche mit Medizinfläschchen vergleicht.

Selten sind wohl die Sakramente und ihr verflachter Symbolismus treffender gekennzeichnet worden, als es hier geschehen ist. In der Tat, da kommt der Priester, nimmt ein Fläschchen mit Wasser, und dem Täufling wird die Erbsünde genommen. Er nimmt ein Fläschchen mit Öl, und dem Sterbenden werden alle Sünden verziehen. — Dann kommt der Bischof, nimmt ein Fläschchen mit Öl, und Gott der Heilige Geist steigt in das Herz des Firmlings. Er nimmt ein anderes Ölfläschchen, und der Priester wird geweiht und mit göttlichen Vollmachten ausgestattet. — Wunderbare Kraft des Wassers und des Öles — § 166 StGB. —

Das sind nun die „Sakramente" der katholischen Kirche, und zwei von ihnen nahmen wir bereits in Augenschein, ohne daß gerade viel von ihnen übrig geblieben wäre. In diesem Kapitel werden wir zwei weitere betrachten, von denen überhaupt nichts mehr übrigbleiben wird, nämlich die Sakramente der Ehe und der letzten Ölung.

Vorerst aber wollen wir das Wort „Sakrament" einer kurzen Prüfung unterziehen. — Sakrament (griechisch: μυστηριον) bedeutet in der Schreibweise des Neuen Testaments schlechthin Prophezeihung. (Vergl. 1. Kor. 15, 51; 2. Thess. 2, 7; Eph. 5, 31.) — In der Urchristenzeit bezeichnete man mit dem gleichen Worte jedwedes Glaubensgeheimnis. — Im frühen Mittelalter legte man dieses Wort der Taufe und der Eucharistie bei. — Erst seit dem 11. Jahrhundert begann man, diesen Namen auf die jetzigen sieben Sakramente anzuwenden. — Heute bezeichnet Sakrament ein äußeres, von Christus eingesetztes Zeichen, wodurch innere Gnade, d. i. die Verzeihung aller Todsünden, und die, jedem Sakramente eigentümliche besondere Gnade erteilt wird.

Wie man sieht, hat das Wort „Sakrament" im Verlaufe der Jahrhunderte viele begriffliche Wandlungen mitgemacht, was natürlich namentlich bei Übersetzungen sehr zu beachten ist. Und man kann nicht einfach diesem Worte, wenn

man es z. B. in der Bibel findet, seine heutige Bedeutung unterlegen, wie es die Theologen getan, die auf diese Weise aus der Ehe ein Sakrament schufen, wie wir jetzt sehen werden.

In der Tat, die Vulgata hatte eine Stelle aus den Briefen des hl. Paulus, wo er von der Ehe spricht, folgendermaßen aus dem griechischen ins lateinische übersetzt: „Hoc sacramentum magnum est, dico autem in Christo et in ecclesia"; was zu Deutsch hieße: Das ist ein großes Sakrament, ich sage aber in Christo und in der Kirche. — Also, folgerten die Theologen, sagt Paulus hier im Namen Christi und der Kirche, daß die Ehe ein großes Sakrament ist.

Betrachtet man nun diese Stelle im Urtext, so ergibt sich freilich etwas ganz anderes. Paulus zitiert nämlich hier einen Ausspruch der Genesis und, indem er diesen als eine Prophezeihung ansieht, deutet er ihn auf Christus und die Kirche, die er so innig miteinander verbunden betrachtet, wie Mann und Weib es sind. (Vergl. übrigens 2. Kor. 11, 2 und Eph. 5, 25.) Demnach lautet der ganze Text wie folgt:

„Deshalb wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und beide werden einen Leib bilden! — Das ist eine große Prophezeihung. Ich deute sie aber auf Christus und die Kirche." (Eph. 5, 31 u. 32.)

Auch der Laie wird erkennen, daß hier auch nicht im Entferntesten von einem Sakramente die Rede ist. Vielmehr sehen wir, daß die Theologen wieder einmal, nach der bei ihnen so beliebten Methode, einen einzelnen Satz der Schrift aus dem Zusammenhang herausrissen, dem Worte Sakrament nicht den wirklichen Sinn „Prophezeihung", sondern ihren theologischen Begriff „Sakrament" unterschoben, und dabei lasen: „ich sage aber in Christo und in der Kirche", wo der griechische Urtext deutlich sagt: „Ich aber deute sie (die Prophezeiung) auf Christus und die Kirche".

Weder die sonstigen Schrifttexte, in denen Paulus das Wort Sakrament im Sinne von „Prophezeihung" gebraucht, noch jener Hebräertext (Hebr. 2, 6), wo Paulus eine andere Schriftstelle in ganz ähnlicher Weise auf „den Menschen" Jesus auslegt, brachten die Theologen auf den richtigen Weg — trotz aller Unfehlbarkeit!

Nachdem man so die Ehe in ein Sakrament umgewandelt hatte, mußte sie natürlich auch die Eigenschaften eines Sakramentes besitzen und vor allem die Verzeihung der Sünden erteilen können. Da nun nach Lehre des Dogmas die Sündenvergebung durch das äußere Zeichen eines jeden Sakramentes bewirkt wird, und bei der Ehe das äußere Zeichen jene Worte sind, durch die Braut und Bräutigam sich gegenseitig zur Ehe nehmen, so wird die Sündenvergebung bei der Ehe — man höre und staune — durch das Jawort der Brautleute gespendet. Das ist nicht etwa — § 166 RStGB. —, sondern die Lehre des katholischen Dogmas.

Freilich rät man den Brautleuten an, vor der Ehe zu beichten. Indes ist das nur ein Rat, keine Pflicht. Lehre der Kirche ist es vielmehr, daß die Ehe, wie jedes andere Sakrament, aus eigener Kraft die Sünden verzeiht: Sacramentum omnibus non ponentibus obicem, confert gratiam: Jedes Sakrament erteilt die heiligmachende Gnade allen, die ihr kein Hindernis (Verstockung usw.) entgegensetzen. So lautet die kirchliche Lehre.

Während man also auf der einen Seite die Sündenvergebung Christi verwirft, stellt man andererseits eine eigene auf, die noch dazu so über alles Maß [illegible] ist, daß man nur den Kopf schütteln kann über dieses Gemisch von

Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Sinnlosigkeit, die sich da [redacted] [redacted] vereinigt haben.

Damit wäre zur Genüge dargetan, was von dem „Sakrament" der Ehe zu halten ist. Doch dürfte hier der gegebene Ort sein, ein Wort über die Ehescheidung beizufügen, weil sich hier so recht zeigt, wie man theologischerseits Gottesgebot mit Menschensatzung vertauschte.

Nach dem mosaischen Gesetz galt der Grundsatz: „Wer eine Jungfrau verletzt, der ist ihr Mann!" Diese Norm wurde auch von Christus übernommen, der ja das mosaische Sittengesetz anerkannte. Anders dagegen die römischen Theologen! Denn nach der Lehre der katholischen Kirche ist keine Ehe eines Katholiken gültig, wenn sie nicht vor dem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen abgeschlossen wurde. Mag daher auch eine Ehe nach Naturgebot und Gottesgesetz rechtsgültig sein, mag sogar eine zahlreiche Familie sich gebildet haben, die katholische Theologie, über Gottes- und Naturgesetz sich hinwegsetzend, erklärt jene Ehe für ungültig, wenn auch nur eine jener Bedingungen gefehlt hat, und gibt dem Mann das Recht, Weib und Kind ohne Gnade und Erbarmen zu verlassen, wenn auch nur, bei seiner Trauung, z. B. ein Zeuge fehlte, oder der Pfarrer nicht zuständig war, wie beispielsweise bei Napoleon. — Würde nicht Christus diesen Theologen das Gleiche zurufen, was er einst den Pharisäern vorhielt: „Auf solche Weise habt Ihr Gottes Gebot um Eurer Traditionen willen vernichtet, Ihr Heuchler!" (Matth. 15, 6.)

Man sollte nun glauben, daß die Theologen, die ob so nichtiger Dinge Ehescheidung und Wiederverheiratung gestatten, diese wenigstens auch in den Fällen erlauben, in denen Christus und die Apostel sie zugestehen. Wie nämlich aus Matthäus (5, 32 und 19, 9) hervorgeht, erlaubt Christus die Ehescheidung im Falle eines Ehebruches einer Frau. Indes die Theologen, auf Grund der irrigen Übersetzung der Vulgata, gestatteten alsdann nur die Trennung von Tisch und Bett, nicht eine Ehescheidung, die nach biblischer Auffassung die Erlaubnis zur Wiederverheiratung in sich schloß. Auf diese Weise strafen die Theologen nicht die lebenslustige Frau, die sich anderweitig entschädigt; wohl aber den vielleicht schuldlosen, ja pflichtbewußten Mann, den sie so zwingen, ehelos zu bleiben. Dabei ist zu bedenken, daß zur Zeit Christi die Vielweiberei bestand, der Mann also auf jeden Fall noch zu seinem Rechte kam, was ihm heute natürlich nicht mehr möglich ist.

Wie sehr sticht doch gegenüber dieser Ungerechtigkeit der Theologen das Verhalten des Apostels Paulus ab. Er gestattete die Wiederverheiratung nicht nur im Falle eines Ehebruches, sondern auch dann, wenn bei einer gemischten Ehe zwischen Heiden und Christen der heidnische Teil den christlichen Ehegatten um des Glaubens willen verließ. Und er begründet das mit den schlichten Worten: „Denn zu einem friedlichen Leben hat uns Gott berufen." (1. Kor. 7, 15.)

Da die Theologen den eigentlichen Grund dieses Zugeständnisses Pauli nicht erfaßten — weshalb sie es als Privilegium Paulinum bezeichneten — sei es mir gestattet, diesen klarzulegen. Was nämlich Christus und die Apostel stets und ausschließlich verurteilten und verboten, war die einseitige und deshalb sündhafte Auflösung der Ehe: „Wer sein Weib entläßt (d. i. fortschickt), der bricht die Ehe." (Matth. 5, 32; 19, 9. — Mark. 10, 11. — Luk. 16, 18.) — Und Paulus sagt im gleichen Sinne: „Das Weib darf sich nicht vom Manne trennen — wofern sie sich aber getrennt hat, bleibe sie ehelos oder versöhne sich mit ihrem Manne —

noch darf der Mann das Weib entlassen!" (1. Kor. 7, 10.) Man sieht also, daß Christus und seine Apostel nur jenen Ehegatten verurteilen und strafbar erklären, der die Auflösung der Ehe verursacht. Das war denn auch der Grund, weshalb Paulus dem christlichen Eheteil die Wiederverheiratung gestattete, wenn er schuldloser Weise vom heidnischen Ehegatten um des Glaubens willen verlassen worden war. Das galt sowohl für die Frau als auch für den Mann.

Ganz anders dagegen war die Lage der ehebrüchigen Frau. Waren die Rechte der Frau schon an sich durch die damals erlaubte Vielweiberei sehr beschränkt, so noch mehr die einer ehebrüchigen Frau, der man die Wiederverheiratung geradezu unmöglich machte. Auch jene Frau, die sich von ihrem Manne getrennt hatte, mußte entweder ehelos bleiben oder zu ihrem Manne zurückkehren. Das Gesetz begünstigte fast nur den Mann und seine Eherechte. Daher heißt es im 9. Gebote: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib! — Und im gleichen Sinne sagt Christus: „Wer ein (verheiratetes) Weib ansieht, es zu begehren, hat im Herzen die Ehe mit ihr gebrochen." (Matth. 5, 28.) Unverheiratete Weiber dagegen mochte man anschauen und zur Ehe begehren, so viel man wollte. Das war keine Sünde; sondern nach göttlichem und menschlichem Rechte erlaubt, wie wir das bei Jakob, David, Salomon usw. sahen.

Auch bei den Christen war die Vielweiberei anfangs gestattet. Nur von den Bischöfen verlangte man, daß sie in Einehe lebten. (1. Thim. 3, 2; Tit. 1, 6.) Interessant ist ferner, daß alle Apostel auf ihren apostolischen Reisen eine Christin als Frau mitführten, wie Paulus bezeugt (1. Kor. 9, 5). — Es war also nicht immer alles so ideal in den Zeiten der Apostel, wie man katholischerseits so gerne glauben machen möchte.

Wir kommen nun zum Sakramente der letzten Ölung. Auch dieses verdankt seine Entstehung einem groben Mißverständnis der Bibel.

Wie nämlich aus Markus (6, 13) hervorgeht, hatte Christus noch zu seinen Lebzeiten die Apostel ausgesandt, damit sie u. a. auch die Kranken mit Öl heilten, so wie es auch der barmherzige Samariter getan, und wie es damals allgemein üblich war. — Auf diesen Auftrag Christi kommt nun der Apostel Jakobus zurück, indem er sagt:

„Geht es einem von Euch schlecht, so bete er! Geht es ihm gut, so lobsinge er! — Wird jemand von Euch krank, so rufe er die Vorsteher der Gemeinde. Diese sollen, nachdem sie ihn im Namen des Herrn mit Öl gesalbt haben, über ihn Gebete verrichten, und ihr gläubiges Gebet wird den Kranken erretten, und der Herr wird ihn neu beleben. — Und sollte er Sünden begangen haben, so sollen ihm diese verziehen werden. Folglich sollt Ihr (alsdann) die einen (Kranken) den andern (Vorstehern) Eure Sünden bekennen, und die andern (Vorsteher) für die einen (Kranken) beten, damit Ihr wieder gesund werdet. Denn viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten." (Jak. 5, 13.)

Wie man sieht, besteht der hier zitierte Text inhaltlich aus zwei Teilen. Im ersten sagt der Apostel, was ein Christ in den verschiedenen Lebenslagen: Freud, Leid und Krankheit tun solle. Für letztere empfiehlt er die vom Herrn angeordnete Ölung zur Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit, wobei zu beachten ist, daß die Heilung weniger durch das Öl als vielmehr durch das gläubige Gebet vollzogen wird. Jedenfalls aber dient die Ölung ausschließlich zur Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit und nicht etwa zur Vergebung der Sünden, wie auch der Laie erkennt.

Im zweiten Teile setzt der Apostel den Fall, daß der Kranke gesündigt und

dadurch nach jüdischer Auffassung seine Krankheit verschuldet und verursacht habe (vergl. Joh. 9, 2. — 1. Kor. 11, 30). — Um alsdann Heilung zu erlangen, mußte zuerst das Hindernis der Heilung, nämlich die Sünden, beseitigt werden. Daher rät der Apostel für diesen Ausnahmefall den Kranken an, ihre Sünden durch das damals übliche, allgemeine, reuige Sündenbekenntnis zu tilgen, um darnach durch das Gebet der Vorsteher geheilt zu werden. — Die Sündenvergebung vollzieht sich also hier in der normalen Weise, durch das gleiche, reuige Sündenbekenntnis, das wir schon vom verlorenen Sohn, vom Zöllner im Tempel und vom Schächer am Kreuze her kennen, und hat nichts mit der Ölung selber zu tun.

Wir wollen nun sehen, wie trotz alledem die Theologen es fertig brachten, aus der Ölung zur Wiedererlangung der leiblichen Gesundheit ein neues Sakrament zur Vergebung der Sünden zu bilden.

Wie immer, rissen sie auch hier einen Teil des Textes aus dem Zusammenhang heraus und übersetzten ihn ebenso falsch wie irreführend.

„Ist jemand krank unter Euch, so rufe er die Priester der Kirche. Diese sollen über ihn beten und ihn mit Öl salben im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird den Kranken aufrichten, und der Herr wird ihn beleben; und wenn er Sünden auf sich hat, so werden sie ihm vergeben werden."

So steht der Text in allen Dogmatikbüchern und Katechismen als „Beweis" für das Sakrament der Ölung. Wie man sieht, wird in dieser Übersetzung, genau wie bei der Eucharistie, zunächst die Vorzeitigkeit des griechischen Aorists übersehen, nachdem sie ihn die Sündenvergebung in engste Beziehung zur Ölung gebracht und schließlich den Rest des Textes, aus dem hervorgeht, daß die Sündenvergebung durch das Sündenbekenntnis erfolgen soll, einfach unterschlagen. Kurz, der ganze Text wird mit — § 166 RStGB. — und — § 166 RStGB. — so zugestutzt, daß das Sakrament der Ölung zustande kommt. Wie aber kann man da noch ehrliche Gesinnung beanspruchen und den Vorwurf — § 166 RStGB. — von sich weisen? Ich überlasse das Urteil getrost meinen Lesern und bemerke nur, daß auch nicht in der von den Theologen präsentierten Form der Schrifttext als Beweis für ein Sakrament der Ölung gelten kann.

Dagegen sei folgendes festgestellt:

1. Die vom Apostel hier erwähnte Ölung dient lediglich der Krankenheilung und hat mit der Sündenvergebung nichts zu tun.

2. Die vom Apostel hier erwähnte Sündenvergebung wird ausschließlich durch das reuige Sündenbekenntnis bewirkt und nicht durch die Ölung.

3. Der Text des Apostels Jakobus ist von den Theologen in einer alles Maß überbietenden Art und Weise vergewaltigt worden, um aus einer Krankenheilung unter Anwendung von Öl ein Sakrament der Ölung zur Sündenvergebung zu bilden, an das indes weder Christus noch die Apostel gedacht haben.

Ich schließe dieses Kapitel in der Überzeugung, daß hier, wie nie zuvor, in einer auch für den Laien erkennbaren Weise die gewaltsame Umbiegung der Lehre dargestellt worden ist. Jedermann wird sich nunmehr mit Leichtigkeit Rechenschaft darüber geben, wie die gläubige Christenheit Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag hinters Licht geführt wurde. Möge daher ein jeder die Folgerungen ziehen, die angesichts dieser Tatsache allein noch am Platze sind.

Übrigens ließe sich auch der Nachweis erbringen, daß ebenfalls die Sakramente der Firmung und Priesterweihe aus ähnlichen Irrtümern hervorgegangen sind, und ferner, in welcher Weise man das Predigtamt der Apostel in ein

Priesteramt umgewandelt hat und so eine gänzliche Änderung dieses Standes und seiner Funktionen herbeiführte. Ich behalte mir diese Darlegung für eine spätere Gelegenheit vor.

Der Irrtum der Messe und der Kommunion

Wir kommen nun zu dem Gegenstand, der in der Theologie aller Zeiten am meisten umstritten war: Messe und Kommunion.

Auch für mich bildete er den Ausgangspunkt aller meiner Zweifel. Als ich nämlich im Jahre 1913 die berühmte Korintherstelle (1. Kor. 11, 17—34) übersetzte, um die Frage der Agape (ein Liebesmahl der ersten Christen, das seit dem dritten Jahrhundert in die Erscheinung trat) zu klären, gelangte ich auf Grund einer sorgfältigen Übersetzung jenes Textes, derselben, wie sie in meinen Paulusbriefen steht, zu dem Ergebnis, daß von einer Agape hier keine Rede sein könne, sondern alles sich auf die Eucharistie beziehe. Daraus wieder ergab sich für mich, daß die ersten Christen und selbst Paulus eine höchst primitive Anschauung von der Eucharistie hatten, die sie nur als ein Erinnerungmahl auffaßten und ohne dabei an eine Wesensverwandlung von Brot und Wein zu denken. — Als ich diese, höchst häretische Ansicht in vorsichtiger Weise meinem Dogmatikprofessor P. M. unterbreitete, wies er mich schroff ab mit der Bemerkung, ob ich etwa glaube, daß der Apostel Paulus nicht eine dogmatisch viel tiefere Anschauung von der Eucharistie gehabt habe als wir? — Damals ließ ich die Sache auf sich beruhen, um nicht in offenen Widerspruch mit der Theologie zu geraten. Aber immer wieder beschäftigte sie mich, und als immer neue Widersprüche sich aufdrängten, beschloß ich schließlich, mich ihrem Studium hinzugeben.

Bezüglich der Messe und Kommunion werden wir drei Dinge in Erwägung ziehen: Erstens, den allgemeinen, inneren und äußeren Charakter beider in der Urchristenheit und in der heutigen Zeit; zweitens, die Worte der Umwandlung von Brot und Wein und ihre Bedeutung; drittens, einige besondere, einschlägige Fragen.

Betrachten wir zunächst den inneren und äußeren Charakter der Eucharistie in der apostolischen und heutigen Zeit.

Gemäß der jetzigen, katholischen Lehre sollen Messe und Kommunion die Wiederholung des letzten Abendmahles Christi und gleichzeitig seines Opfertodes am Kreuze sein. Jede Messe, so wird erklärt, ist die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers, mit dem sie sogar numerisch identisch ist. In jeder Messe erneuert sich unblutigerweise der wirkliche Tod Christi am Kreuze. Und in jeder Hostie und in jedem Kelche ist der Leib Christi ganz und ungeteilt gegenwärtig, sodaß er unter jeder Gestalt ganz genossen wird. Dabei ist es numerisch ein und derselbe Leib, der in allen Hostien und in jedem Tropfen Wein ganz und ungeteilt zugegen ist, und der gleichzeitig im Himmel als Leib Christi die ewige Herrlichkeit genießt. — Was allein schon in diesen wenigen Sätzen und dem zugehörigen Dogma an theologischen Geheimnissen — besser würden wir sagen: an logischen Widersprüchen — aufgestapelt ist, mag der Leser selber ermessen.

Und nun lese man folgende Stelle aus den Briefen des heiligen Paulus, wobei man sich vor Augen halte, daß in damaliger Zeit der Glaube bestand, daß man durch den Genuß von Opferfleisch in ganz besonderer Weise sich des Gottes teilhaftig mache, zu dessen Ehre das Opfertier geschlachtet und sein

Opferfleisch gegessen wurde. Paulus nun, um den Christen den Genuß von Götzenopferfleisch abzuraten, begründet das mit jener Anschauung, indem er gleichzeitig auf den analogen Genuß von Christi Leib und Blut unter den Gestalten von Brot und Wein hinweist. Die Stelle lautet:

„Der Kelch der Segnung, den wir trinken, ist er nicht die Teilnahme am Blute des Herrn? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Teilnahme am Leibe des Herrn? .... Schaut doch auf das alte Israel! Sind dort nicht jene, die vom Opfer essen, mit dem Opferaltar vereinigt? — Will ich nun damit etwa sagen, daß auch das Götzenopferfleisch etwas sei? Nein, sondern nur, daß sie das, was sie opfern, eben den Götzen und nicht Gott darbringen. — Ich möchte aber, daß Ihr keine Gemeinschaft mit den Dämonen habt! Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und auch den Kelch der Dämonen! Ihr könnt nicht am Tische des Herrn teilnehmen und auch am Tische der Dämonen! Oder wollen wir dadurch den Herrn zur Eifersucht reizen!" (1. Kor. 10, 16—22.)

Diese Ausführung des Apostels beleuchtet blitzartig seine ganze Auffassung vom Abendmahle. Er vergleicht hier den Genuß von Brot und Wein mit dem Genuß von Götzenopferfleisch, und, indem er beides auf eine Stufe stellt, sagt er, daß, wie man sich (nach Anschauung der Heiden) durch Götzenfleisch der Dämonen teilhaftig mache, so durch Brot und Wein des Leibes und Blutes Christi. Von einer Wesensverwandlung des Brotes und des Weines in Leib und Blut Christi, noch dazu mit der zweck- und sinnlosen Auffassung, daß unter beiden Gestalten der ganze Christus gegenwärtig sei, ist da keine Rede mehr. Christus hat vielmehr die damalige Opferidee benützt, um seinen Jüngern, statt der jüdischen Tieropfer, etwas ähnliches in verfeinerter Form zu geben. Er läßt keine Tiere schlachten, sondern benützt die alltägliche Kost: Brot und Wein, und, indem er seinen Aposteln aufträgt, diese Gaben zu seinem Andenken zu genießen, versichert er ihnen dadurch die Teilnahme an seinem Leibe und Blute. Das Brot, welches Brot bleibt, ist für sie der Leib des Herrn; und der Wein, welcher Wein bleibt, ist für sie das Blut des Herrn. — Wie viel einfacher ist doch diese Auffassung gegenüber der theologischen Lehre von der Wesensverwandlung, die uns in zahllose „Geheimnisse", logische Widersprüche und Unbegreiflichkeiten stürzt, ohne irgendwelchen Vorteil für die Sache, ohne sachliche Begründung aus der Schrift und Tradition. Im Gegenteil, alle Texte der Urchristenheit in und außer der Bibel bezeichnen trotz der „Umwandlung" Brot und Wein immer noch als Brot und Wein, wie wir sehen werden, die freilich, wie Justin der Märtyrer (gest. 166 n. Chr.) sagt, nicht mehr gewöhnliches Brot und gewöhnlicher Wein sind, sondern für den Empfänger Leib und Blut Christi bedeuten, und daher als solche zu betrachten, zu behandeln und zu empfangen sind. — Das also war der innere Charakter der Eucharistie, der, wie man sieht, himmelweit vom heutigen verschieden ist.

Nun zum äußeren Charakter der Eucharistie, der sich natürlich ebenso sehr verändert hat. Das Wort Eucharistie erkläre ich später.

Christus hatte bekanntlich das letzte Abendmahl in Form eines wirklichen Mahles abgehalten. Nach dem Vorbilde Christi feierten auch die ersten Christen das „Herrenmahl", wie Paulus es nannte, in Gestalt eines wirklichen Mahles. — Der Märtyrer Justin berichtet in seinem Buche „De conventu Eucharistico", daß bei der Feier der Eucharistie alle Teilnehmer, Bischof und Gläubige an einem Tische saßen, und daß der Diakon alsdann Brot und Wein brachte, über die ein von Christus stammendes Dankgebet gesprochen wurde, und als-

dann wurde beides, Brot und Wein, an Anwesende und Abwesende durch Diakone verteilt. Alles geschah in engster Anlehnung an die ursprüngliche Abendmahlsfeier, die Christus mit seinen Aposteln abgehalten hatte. — In der Didaché, einem Lehrstück, das nach vielen Autoren noch aus der Zeit der Apostel stammt, heißt es sogar am Schluß der Beschreibung der Feier der Eucharistie: „Nachdem Ihr Euch aber (von Brot und Wein) gesättigt habt" etc. (Didaché 9, 1), woraus klar hervorgeht, daß man die eucharistische Feier als ein wirkliches Mahl betrachtete. — In Korinth hatte diese realistische Auffassung sogar zu schweren Ausschreitungen geführt, indem die reichen Korinther, den geheiligten Charakter des Herrenmahles vergessend, über Gebühr aßen und tranken, die Armen dagegen leer ausgehen ließen. Man muß sich nämlich erinnern, daß, da die junge Kirche die Mittel nicht besaß, Brot und Wein in genügender Menge aufzubringen, dies von den reicheren Christen übernommen wurde. Sei es nun, daß in Korinth diesen die Last zu groß wurde, oder daß sie nicht mit den Armen an einem Tische sitzen wollten, genug, sie hielten die eucharistische Feier ab, noch bevor die Armen gekommen waren. Als dies der Apostel erfuhr, schrieb er ihnen:

„Wenn Ihr also Eure Zusammenkunft haltet, so heißt das schon nicht mehr das Abendmahl des Herrn feiern. Jeder nimmt nämlich beim Mahle die Speise, die ihm gehört, schon vorher zu sich, und so geht der eine hungrig aus, der andere hingegen betrinkt sich. — Habt Ihr denn nicht Eure Häuser zum Essen und Trinken? oder dünkt Euch die Gemeinde Gottes so gering, daß Ihr jene (Mitglieder) beschämt, die nichts haben? — Was soll ich Euch da sagen? Soll ich Euch loben? Hierin lobe ich Euch nicht! — Ich habe nämlich vom Herrn überkommen — was ich Euch auch überliefert habe —, daß der Herr Jesus Christus in der Nacht, in der er verraten wurde, das Brot (das Ihr da eßt) nahm, und, nachdem er die Danksagung darüber gesprochen, davon sagte: Dies ist mein Leib, der für Euch hingegeben wird! Dies sollt Ihr zu meinem Andenken tun! — Und daß er auf gleiche Weise, nachdem sie gegessen, auch den Kelch (den Ihr da trinkt) reichte und davon sagte: Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute! So oft Ihr ihn trinkt, sollt Ihr es tun zur Erinnerung an mich!

So oft Ihr nämlich von jenem Brote esset und aus jenem Kelche trinket, sollt Ihr (das Andenken an) den Tod des Herrn feiern — bis zu seiner Wiederkunft.

Wer also (wie Ihr) auf unwürdige Art und Weise jenes Brot genießt und jenen Kelch des Herrn trinkt, versündigt sich am Leibe und Blute des Herrn. Daher soll sich ein jeder prüfen (ob er die rechte Gesinnung hat), und so esse er von diesem Brote und trinke von diesem Kelche! — Denn wer immer da ißt und trinkt, ißt und trinkt sich selbst zur Strafe, wenn er den Leib des Herrn nicht berücksichtigt.

Deswegen gibt es bei Euch so viele Schwache und Kranke, und sterben so manche. Hätten wir uns hingegen von selbst gerecht verhalten, so würden wir wohl nicht bestraft worden sein. Auf Grund dieser Strafe des Herrn aber sollen wir uns bessern, damit wir nicht mit der Welt verdammt werden.

Wenn Ihr also, meine Brüder, zum Mahle zusammenkommt, so wartet aufeinander! — Den Hunger aber soll man zu Hause stillen, damit Ihr nicht zum Gerichte zusammenkommt!" (1. Kor. 11, 20—34.)

Die ganze Tendenz dieser Ausführung des Apostels geht offensichtlich darauf hinaus, den Korinthern begreiflich zu machen, daß die Eucharistie nicht wie ein

gewöhnliches Mahl, sondern zur Erinnerung an Christus und seinen Tod gefeiert werden müsse, sowie Christus es ausdrücklich, sogar zweimal (nach den Evangelisten nur einmal!) bei der Einsetzung dieser Feier erklärt habe. Aus diesem Grunde sei die verächtliche Behandlung der Armen und die Übersättigung der Reichen sowohl eine Mißachtung des Sinnes jener Feier, als auch eine Versündigung an Christi Leib und Blut. Deshalb habe Gott die Korinther mit Krankheit und Tod heimgesucht, auf daß sie sich bessern. Künftig sollen sich daher alle vorher prüfen, ob sie in der rechten Gesinnung das Herrenmahl feiern wollen und den Genuß des Leibes und Blutes Christi vom Genusse gewöhnlicher Speise unterscheiden. Auch sollen die Korinther mit der Feier warten, bis alle erschienen sind; und den ersten Hunger soll man bereits vorher zu Hause stillen, damit die Eucharistie nicht in ein Gelage ausarte und so ihnen zum Schaden gereiche.

Diese ganze Auseinandersetzung des Apostels beweist aber in der einwandfreiesten Weise, daß die Eucharistie bei den ersten Christen wie ein einfaches Mahl abgehalten wurde, so wie Christus es angeordnet, die Didaché es zu verstehen gibt, und Justin noch nach mehr als hundert Jahren es beschreibt. — Von Meßopfer und Priester (Vorsteher der ersten christlichen Gemeinde waren „Gemeindeälteste“ und „Oberaufseher“ wie die Namen „Priester“ und „Bischof“ besagt), von Altar und unblutiger Wiederholung des Kreuzesopfers nicht die Spur! Man beachte übrigens, daß der Apostel hier auch die bereits konsekrierte Gabe noch als Brot bezeichnet; und im gleichen Sinne ist unter dem Worte Kelch sein Inhalt, der Wein, zu verstehen, wodurch meine frühere Bemerkung erhärtet wird.

Nun vergleiche man mit dieser ursprünglichen Feier der Eucharistie ihre heutige Feier in der katholischen Kirche. Den früher gemeinsamen Tisch hat man in zwei Teile geteilt: Altar und Kommunionbank, von denen letztere erst seit etwa drei Jahrzehnten wieder mehr in Gebrauch gekommen ist als früher, wo sie fast ganz verlassen und unbenützt dastand. Und am Altar steht, getrennt von der Gemeinde, der Priester und feiert dort, meist allein, das früher gemeinsame Mahl, das heute ein Opfer, die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Christi sein soll. Alles natürlich „streng nach apostolischer Tradition“!

Bisweilen sind es auch drei, fünf, sieben und noch mehr Geistliche, die da in einem geradezu königlichen Pomp auftreten, mit seidenen Alben und golddurchwirkten Tuniken geschmückt sind, von Akolythen, Thurifern und wer weiß was für [redacted] aufgewartet werden, eine Unmenge von Bewegungen, Verneigungen etc. machen, dabei [redacted] singen, während brausender Orgelklang, Geigen- und Trompetenschall, meist auch ein mehrstimmiger Chor die unblutige Erneuerung des Kreuzestodes Christi begleitet. Und während dieselbe Feier — das Abendmahl des Herrn — jetzt ein jubilierendes Hochamt ist, wird sie gleich darauf als trauerndes Requiem gefeiert, um darnach in ein Hochzeitamt umgewandelt zu werden.

Dabei geht alles am Schnürchen, wie beim Theater. Sogar die Schritte sind abgemessen, jede Handbewegung genau vorgeschrieben, die Verneigungen in drei verschiedene Klassen eingeteilt und abgezählt, und der Wissende muß ernst bleiben, wenn jemand dabei aus der Rolle fällt. — Und dann denke ich an meinen ehemaligen Freund L . . . , wie er sich den Magen stemmte vor Lachen, wenn sein dicker Pastor im Hochamt so mächtig daneben brüllte, Epistel und Evangelium trotz Diakon und Subdiakon selber gröhlte (mit der Begründung:

Ich kann das auch selber noch), — und noch bei der Rückkehr zur Sakristei ihm zurief, wo er die Schlüssel zum Weinkeller versteckt habe. — Daß Gott erbarm über diese Feier der Eucharistie und unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Christi! Und dann werden hinterher für diese — § 166 RStGB. — des Herrn und seines Todes Gelder angenommen!

Ich meine nur soviel, daß die Messe weder eine Wiederholung der Abendmahlsfeier noch eine unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Christi ist, wohl aber eine [illegible] schlimmster Art, mit der man obendrein ein glänzendes Geschäft macht. Und wenn man katholischerseits auch nur ein Fünkchen Ehrgefühl und Wahrheitliebe hätte, würde man weniger verächtlich auf jene christlichen Konfessionen herabblicken, die sich bemühen, das Abendmahl nach dem Vorbilde, das Jesus in den Evangelien gab, zu wiederholen.

Wir kommen nun zum zweiten Teile dieses Kapitels: die Worte der Umwandlung von Brot und Wein und ihr Sinn.

Bekanntlich lehrt die katholische Kirche, daß durch die Worte: „Dies ist mein Leib — Dies ist mein Blut" Brot und Wein in Christi Leib und Blut verwandelt werden. — Die Griechen hingegen wollen, daß jene Umwandlung sich durch die sogenannte Epiklese vollziehe, ein Gebet, durch das man den Heiligen Geist anruft, auf daß er die Umwandlung bewirke.

Im folgenden werde ich nun dartun, wie himmelweit beide Meinungen von der Bibellehre verschieden sind. Dabei sei der Kürze halber nur das Hauptsächliche angeführt.

Der Leitgedanke meiner Beweisführung ist das Wort Eucharistie = Danksagung, das man schon zu Zeiten der Apostel der Abendmahlsfeier beilegte. Wir fragen uns: Aus welchem Grunde nannte man das Abendmahl Eucharistie = Danksagung? Offenbar mußte die Danksagung ein ganz charakteristisches Zeichen, vielleicht sogar die Hauptsache bei der Abendmahlfeier sein. Und so war es auch.

Bereits vorhin übersetzte ich, entgegen den bisherigen falschen Wiedergaben des Textes: „daß der Herr Jesus Christus in der Nacht, in der er verraten wurde, das Brot nahm, und, nachdem er das Danksagunggebet darüber gesprochen, davon aussagte: Dies ist mein Leib, der für Euch hingegeben wird."

Die Theologen übersahen wieder einmal, genau wie bei der Ölung, die Vorzeitigkeit des griechischen Aorists*) („nachdem" er das Danksagunggebet usw.) und außerdem bedachten sie nicht, daß jenes „Danksagen" εὐχαριστεῖν sich auf das bei den Juden übliche Danksagunggebet bezog, das vor dem Mahle gesprochen wurde, und uns, was das Wichtigste ist — in der Didaché erhalten blieb. Es heißt nämlich dort:

„Bei der Feier der Eucharistie sollt Ihr folgendes Danksagunggebet verrichten: Erstens über den Kelch: Wir danken Dir, o unser Vater, wegen Deines heiligen Weinstockes Deines Dieners David. Diesen Weinstock hast Du uns durch Deinen Diener Jesus mitgeteilt, Dir sei Ehre in Ewigkeit!"

Über das Brot aber: „Wir danken Dir, o unser Vater, wegen des Lebens und der Erkenntnis, die Du uns mitteilest durch Deinen Diener Jesus. Dir sei Ehre in Ewigkeit! Wie dieses Brot auf den Bergen verstreut war, und dann zusammengebracht, eines wurde, so möge auch Deine Kirche von den Enden der Erde gesammelt und zu Deinem Reiche gebracht werden! Denn Dein ist durch Jesus Christus Ehre und Macht in Ewigkeit! —

Niemand aber esse und trinke von Eurer Eucharistie, außer wer im Namen

*) Aorist ist eine Zeitform im Griechischen, die eine Art „Vergangenheit" bedeutet.

des Herrn getauft ist. Denn hiervon sagte der Herr: Gebt das Heilige nicht den Hunden preis! Nachdem Ihr Euch aber gesättigt habt etc." (Didaché 9, 1.)

Daß wir hier das gesuchte Danksagunggebet haben, wovon das Abendmahl den Namen Eucharistie erhielt, bezeugt auch Justin, wenn er sagt:

„Diese Nahrung heißt bei uns Eucharistie ... Denn nicht als gewöhnliches Brot und gewöhnlichen Trank genießen wir das; sondern, gleichwie der durch Gottes Wort fleischgewordene Jesus Christus, unser Heiland, sowohl Fleisch als Blut zu unserem Heile erhalten hat, so sind wir belehrt worden, daß auch die Speise, über die ein von ihm stammendes Danksagunggebet gesprochen ward, und von der unser Fleisch und Blut ernährt wird, infolge der Umwandlung Fleisch und Blut jenes fleischgewordenen Jesus sei. —

Die Apostel haben nämlich in den denkwürdigen Berichten, die von ihnen stammen, und die man Evangelien nennt, überliefert, so sei ihnen zu tun anbefohlen worden: Jesus habe das Brot genommen und, nachdem er das Danksagunggebet darüber verrichtet, gesagt: Das tut zu meinem Andenken, das ist mein Leib! — Und nachdem er gleicherweise den Kelch genommen und das Danksagunggebet darüber verrichtet, habe er gesagt: Dies ist mein Blut, und es ihnen mitgeteilt."

An anderer Stelle sagt der gleiche Märtyrer und Apologet:

„Nachdem der Vorsteher das Danksagunggebet verrichtet und alles Volk mit eingestimmt hat, geben die sogenannten Diakone einem jeden der Anwesenden etwas von dem dankgesagten Brot und Wein, und bringen auch den Abwesenden davon." (De conventu eucharistico.)

Es ist also gar keine Frage, daß Christus die Umwandlung nicht durch die Worte: Dies ist mein Leib — Dies ist mein Blut! vollzog, was übrigens schon die Kelchform bei Markus hätte erkennen lassen müssen, und ebensowenig durch die Epiklese, sondern eben durch jene Danksagung, nach welcher er den Jüngern erklärte, daß Brot und Wein nunmehr sein Fleisch und Blut seien.

Man könnte dagegen geltend machen, daß jenes Danksagunggebet doch nichts enthalte, was eine Umwandlung andeute. Indes ist gerade dieses ein Beweis mehr dafür, daß ursprünglich an eine Wesensverwandlung von Brot und Wein gar nicht gedacht worden war; sondern nur an eine Umwandlung dieser Gaben der Bedeutung nach. Brot und Wein blieben Brot und Wein, aber durch das Danksagunggebet geheiligt, bedeuteten sie von da an für die Gläubigen Leib und Blut Christi. Und wenn Justin zu einer Wesensverwandlung hinzuneigen scheint, so nur, weil er als Theologe, unter dem Einfluß der johanniѕtischen Auffassung, den wahren Sinn der Worte Jesu bereits verkannte.

Auf jeden Fall aber sehen wir, daß der ganze Streit des Morgen- und Abendlandes, der schließlich zur Spaltung führte und in entsetzlichen Verfolgungen und Blutbädern gipfelte, ein Streit um des Kaisers Bart war, da weder die Römer noch die Griechen sich im Rechte befanden.

An dritter Stelle möchte ich noch die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige andere, besonders bemerkenswerte Leistungen der Theologen auf dem Gebiete der Übersetzungkunst und des Verständnisses der Bibel hinlenken.

Paulus hatte das Verhalten der Korinther als unwürdig bezeichnet und gesagt: Wer auf unwürdige Art und Weise jenes Brot ißt und jenen Kelch trinkt etc. (1. Kor. 11, 27). Die Theologen unterschoben nun dem Worte „unwürdig" ihren theologischen Begriff, der bedeutet „ohne heiligmachende Gnade" und glaubten und lehrten uns, daß man nur im Stande der heiligmachenden

Gnade bezw. ohne Todsünde die Kommunion empfangen dürfe. In diesem Irrtum wurden sie durch einen anderen Irrtum bestärkt, nämlich durch die falsche Übersetzung der Worte des Apostels im gleichen Texte: „Daher prüfe sich ein jeder", die vom Apostel als eine Gesinnungprüfung, von den Theologen hingegen als eine Aufforderung zur Gewissenserforschung und Beichte verstanden wurden. Und so ward die Kommunion, entgegen der gesamten Sakramentslehre, zum einzigen Sakrament, vor dessen Empfang der Katholik beichten muß, wenn er eine Todsünde begangen hat; was nicht nur vollständig unbegründet ist, sondern auch von jeher das größte Hindernis für den Empfang der Kommunion gebildet hat und noch bildet, zumal der Todsünden soviele sind und die Beichte stets eine unbequeme Sache ist. — Und nun lese man, was St. Augustin im 5. Jahrhundert hierüber sagt: „Und so möge denn, Geliebteste, ein jeder sein Gewissen prüfen! Und wenn er erkennt, daß er von irgend einem Vergehen (crimine!) verwundet wurde, so möge er sich bemühen, durch Gebet, Fasten oder Almosen sein Gewissen zu reinigen; und dann getraue er sich, die Eucharistie zu empfangen." (Sermo 252 de Tempore.) Diese Worte sind ein vernichtender Schlag sowohl gegen die Beichtverpflichtung vor der Kommunion, als auch gegen die Beichte an sich.

Interessant ist auch, wie man theologischerseits mit den Geboten Christi umspringt. Christus hat nämlich gesagt: „Wenn Ihr mein Fleisch nicht esset und mein Blut nicht trinket, so werdet Ihr das Leben nicht in Euch haben!" (Joh. 6). Da aber die Theologen herausgeklügelt hatten, daß Christus unter jeder Gestalt ganz und ungeteilt gegenwärtig sei, so erklärten sie den Genuß des Blutes Christi unter der Gestalt des Weines nicht nur für überflüssig, sondern verboten ihn sogar den Gläubigen, und zwar unter Todsünde. So verwandelten sie die Erfüllung des Gebotes Christi in eine Todsünde um! Wenn demnach ein Katholik Christo folgt, so verdammen ihn die Theologen; folgt er dagegen den Theologen, so verdammt ihn Christus. Da aber die Theologen in der Kirche schon seit langem mehr gelten als Christus, so folgen die Katholiken lieber den Theologen und ziehen es vor, sich von Christus verdammen zu lassen. „Wie haben wir's so herrlich weit gebracht!" Sapienti sat!

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß Paulus den Christen ausdrücklich gebietet, vor Empfang der Eucharistie den Hunger zu Hause zu stillen. Heute ist auch das eine Todsünde. Wahrhaft „apostolische Tradition"!

Das Ergebnis dieses Kapitels kann für die Theologie nicht trostloser sein. Irrtum auf Irrtum hat man begangen, Mißverständnis auf Mißverständnis gehäuft. Es fehlt nur eins: Das offene, ehrliche Eingestehen der gemachten Fehltritte, dem natürlich eine völlige Neuorientierung folgen müßte, die nur in einer völligen Verneinung des Christentums enden könnte. Ob man den Mut zu dieser Tat finden wird?

Bis dahin mögen sich die Herren Theologen im stillen selber ausrechnen, wieviele Dogmen, sententiae theologicae certae etc. hier in die Brüche gegangen sind.

Als Beigabe sei hier ein kleines Erlebnis angefügt, von dem ich seinerzeit oftmals Zeuge in Buenos Aires war, und das jedenfalls auch heute noch dort etwas alltägliches ist. Wenn nämlich irgendeine der vielen dortigen Kirchen anläßlich eines Sterbefalles etc. den Auftrag erhält, während der kirchlichen Feier auch an allen Nebenaltären Messe lesen zu lassen, was gang und gäbe ist, so wendet sich die betreffende Kirche an eine Gruppe importierter Messeleser, die

in einem von Zigarettenqualm erfüllten Zimmer zusammenwohnen und dort den ganzen Tag auf solche Aufträge warten. Ihr Anführer, ein gewisser Pater S., der in Wirklichkeit „abwärts mit dem einen Auge, aufwärts mit dem andern schielte", bestimmt die Tarife des jeweiligen Geschäfts, das sich ungefähr folgendermaßen am Telefon abspielt: Pater S. benötige acht Patres für Totenmessen. — Wie spät. — Um 9 Uhr. — Was zahlen Sie? — Sieben Pesos pro Messe. — Kein Pater da. — Gut, ich zahle acht Pesos. — Auch nicht. — Was fordern Sie denn? — Zehn Pesos (16 Mark) pro Messe. — Gut, dann schicken Sie die Patres her. — Am andern Morgen kam die Bande herangezogen, in grünlich verwittertem Talar, mit ungewaschenen und unrasierten Gesichtern, und verbreiteten einen Geruch um sich, daß man unwillkürlich sich die Nase zuhielt und sich fragte, in welchem Jubeljahre diese Gestalten sich wohl zuletzt gebadet hätten. — Wie habe ich mich oft geschämt, wenn ich, um auszuhelfen, mich in der Kirche vor allen Leuten unter diese Gesellschaft setzen mußte, um die Nocturn vor der Messe mit ihnen daherzuleiern. Alles atmete auf, wenn die Horde mit ihrem Judaslohn wieder abzog. Nicht wenige von diesen Brüdern lesen, da keine wirksame Kontrolle ausgeübt wird, täglich zwei bis drei Messen, indem sie zu verschiedenen Kirchen gehen, um so möglichst viel zu verdienen. Es gab sogar solche darunter, die nebenher noch Nachtdienste sogar in Kabaretts (als Geigenspieler etc.) versahen. Wenn diese „Priester nach der Ordnung Melchisedechs" auf solche Weise ihre 50 bis 100 000 Pesos zusammengerafft haben, kehren sie in ihre Heimat zurück, um in Frieden die Früchte ihrer „Arbeit" zu genießen.

Damit soll nun kein Wort gegen den einheimischen argentinischen Klerus gesagt sein. Im Gegenteil! Bin ich ihm doch für seine Menschenfreundlichkeit noch ein Wort tiefgefühlten Dankes schuldig. Denn mit seiner Erlaubnis konnte ich damals in den Kirchen von Buenos Aires Sonntag für Sonntag mehrmals über die Not der Deutschen Kinder predigen und so an die 10 000 Pesos, in damaliger Inflationszeit eine beträchtliche Summe von fast zehnfachem Wert, dem Deutschen Caritasverband überweisen. — Dabei waren Kloster- und Weltgeistliche gleich entgegenkommend.

Nur zweimal wurde ich abgewiesen. Das erste Mal bei den Jesuiten, deren Kloster, Kirche und Kolleg im Herzen der Stadt einen vielfachen Millionenwert darstellt und als Treffpunkt der Alta Sociedad, die mit Vorliebe ihre Jugend dort erziehen läßt, über Rieseneinnahmen verfügt; zumal besonders die Damenwelt eine sehr offene Hand für die Kirche hat. Der Rektor hielt einen langen Salbader, um mir klar zu machen, weshalb ich in seiner Kirche nicht predigen könne. Als er ihn aber, um mich zu trösten, mit den Worten schloß: „Tenga mucha fé, Padre!" = Haben Sie viel Vertrauen, Pater!, hätte ich diesen Pharisäer am liebsten mit dem argentinischen Nationalfluch: L.P.Q.L.P. zum Teufel geschickt. — Auch die französischen Patres der großen Sakramentskirche wiesen mich ab. Natürlich! Dafür haben sie aber auch auf dem mächtigen Hauptaltar ihrer Kirche eine zwei Meter hohe goldene Monstranz für die ewige Anbetung dessen, der einmal sagte: „Weicht von mir, Ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist. Denn ich war hungrig, und Ihr habt mich nicht gespeist!"

Der Irrtum der Unfehlbarkeit

Ist es nicht eigentlich überflüssig, ja empörend und beschämend zugleich, nach allem, was wir gesehen, noch von einem Dogma der Unfehlbarkeit zu reden? Zweifelsohne! In der Tat, wer möchte nicht vor Entrüstung, Zorn und Scham geradezu entbrennen, wenn man angesichts all der begangenen Fehltritte der Kirche, all ihrer theologischen Verirrungen und nicht zuletzt angesichts der wirklichen Lage der Person Christi bedenkt, daß ausgerechnet jene Kirche, die am meisten all jene Irrtümer begangen hat und noch vertritt, mit einem an Wahnsinn grenzenden Hochmut für sich Unfehlbarkeit, ausschließliche Unfehlbarkeit beansprucht, und dadurch nicht nur den anderen christlichen Konfessionen in verächtlicher Weise die Existenzberechtigung abspricht, sondern sich eine Eigenschaft beimißt, die nur dem höchsten Wesen zu eigen sein kann!

Womit begründet nun die Kirche ihre, bezw. des Papstes Unfehlbarkeit? — Mit Christi Wort, das er an Petrus richtete: „Du bist Petrus d. i. der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!" (Matth. 16, 18.) Aus dieser Stelle folgern die Theologen die Unfehlbarkeit des Papstes, indem sie sagen: Wenn auch nur ein einziger Irrtum in die Lehre Christi eindränge, so würden die Pforten der Hölle die Kirche überwältigt haben. Also muß der Papst, als Hüter der Lehre Christi, in Sachen des Glaubens und der Sittenlehre unfehlbar sein. — Eine geradezu kindlich naive Beweisführung; doppelt naiv, wenn man an die theologischen Verirrungen denkt, denen die Kirche trotz ihrer Unfehlbarkeit erlegen ist; dreifach naiv, wenn man sich vor Augen hält, daß Christus innerhalb eines Menschenalters zum Weltgericht wiederkommen wollte und daher an einen Nachfolger Petri so wenig dachte wie an das erst im Jahre 1870 proklamierte Dogma der Unfehlbarkeit!

Was Christus mit jenen an Petrus gerichteten Worten sagen wollte, ist in Wahrheit doch nur dieses, daß bis zum nahen Ende der Welt seine Lehre trotz aller Verfolgungen fortbestehen würde, und daß Petrus bis dahin das Haupt der Christengemeinde sein solle. An sich bleibt also die Prophezeiung Christi solange erfüllt, als es Christen gibt, die an seinen Namen glauben und seine Lehre nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen. Das hat aber doch nichts mit einer Unfehlbarkeit zu tun!

Auch die Apostel sorgten für die Reinerhaltung der Lehre Christi, indem sie alle unchristlichen Elemente, wie Nicolaiten, jüdische Sektierer etc. ausschieden; im übrigen aber waren sie doch weitherzig genug, Meinungverschiedenheiten bestehen zu lassen, so z. B. bezüglich der Speisegebote, in denen sie den Christen freie Hand ließen, sofern sie nur durch ihr Verhalten nicht für andere Anlaß zur Sünde wurden. Kurz, so lange nicht antichristliche Ideen vertreten wurden, duldeten und achteten sie die Ansicht eines jeden. Hätte man nicht katholischerseits in gleicher Weise auch die Anschauung der protestantischen, anglikanischen, orthodoxen Christen usw. ehren und respektieren sollen, ja müssen? Oder wollte jemand diesen Konfessionen antichristliche Tendenzen vorwerfen? Waren sie nicht genau so gut christlich und vielleicht noch christlicher und apostolischer als die römische Kirche?

Nimmt man noch die Gründe hinzu, durch die jene Spaltungen verursacht wurden, so sind sie wahrlich oft lächerlich genug gewesen und von so großer Spitzfindigkeit, daß sie vom Volke nicht einmal begriffen wurden. Oder wer

wollte den Unterschied verstehen, wenn die Römer behaupten: Der Heilige Geist gehe vom Vater **und** vom Sohne aus; die Orthodoxen dagegen sagen: Er gehe vom Vater **durch** den Sohn aus!? Und dieser Unterschied war der Hauptgrund für die Trennung beider Kirchen. — Und wenn Arius in Christo nur eine Gottähnlichkeit anerkannte, Rom dagegen Gottgleichheit, so waren doch Arianer und Römer sich eins in der Anerkennung Christi als Sohn Gottes und Haupt der Kirche. Hätte man da nicht durch Duldung diese rein theologischen Gegensätze viel eher ausgeglichen, als durch das Pochen auf die Unfehlbarkeit und das Schleudern von Acht und Bannstrahlen?

Wer war denn schließlich der Leidtragende in diesem widerwärtigen Schauspiel von Rechthaberei und blutiger Verfolgungwut? Doch nur die Kirche selber, die nacheinander den Süden, Osten, Norden und Nordwesten ihres Besitzes verlor und sich heute fast nur auf die lateinische und Bruchteile der nordischen Rasse beschränkt sieht.

Nun aber kommt noch das Wichtigste! Wer hatte denn schließlich vom christlichen Standpunkte aus Recht: Rom oder seine Gegner? Sehen wir nicht, daß Arius der apostolischen Lehre viel näher kam als der Papst? Gilt nicht das gleiche von Mazedonius? War nicht die Erbsündenlehre des hl. Augustin ein großer Irrtum gegenüber dem Pelagianismus? Bedeutete nicht Luthers Rückkehr zur Einfachheit der apostolischen Zeiten einen großen Schritt zur ursprünglichen Lehre hin? Und was sahen wir in den Kapiteln von der Beichte, der Ehe, der letzten Ölung und der Eucharistie? Sind nicht alle diese Dinge ebensoviele Anklagen gegen die Unfehlbarkeit?

Unfehlbarkeit! Besaß Christus etwa Unfehlbarkeit, als er die verfehlte Prophezeiung von seiner nahen Wiederkunft tat? Und ist der Schüler etwa über dem Meister?

Unfehlbarkeit! Ist dieses Wort nicht die größte Anmaßung, die menschliche Rechthaberei sich je geleistet?

Unfehlbarkeit! Hat man je mit größerer Herausforderung die Achtung vor der Ansicht des Gegners verletzt? Und wundert man sich nun, wenn man jetzt mit gleicher Münze gezahlt erhält?

Unfehlbarkeit! O Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet jene Kirche sich als unfehlbar ausgibt, die am meisten gegen die Lehren Christi sich verfehlt hat!

Unfehlbarkeit! Glaubt man denn, mit diesem Worte die Tatsachen verdecken zu können und die Menschheit noch weiterhin in Unwissenheit zu erhalten?

Unfehlbarkeit! Was will man denn noch mit diesem Wahnwort, nachdem das ganze Christentum sich als größter Menschheittrug aller Zeiten erwiesen hat?

Unfehlbarkeit! Nur die Wahrheit ist unfehlbar! Unfehlbar in ihrer Lehre! Unfehlbar in ihrem endgültigen Sieg! — Und dieser Sieg der Wahrheit ist der Tod der Kirche, ist der Tod alles Christentums, ist der Tod alles Glaubens, weil er der Triumpf des Wissens ist.

Die religiös-moralische Entartung der Kirche

Wir haben bereits gesehen, daß der katholischen Kirche die wichtigste Tugend fehlt, die Tugend der Liebe. Wir sahen freilich nur, daß diese Liebe denen gegenüber fehlt, die die Kirche als ihre Feinde betrachtet, obgleich sie gerade diesen am

meisten Liebe bezeigen müßte, gemäß dem Worte Christi: „Liebet Eure Feinde! ... Denn, wenn Ihr nur die liebt, die Euch lieben, welches Verdienst hättet Ihr davon?" (Luk. 6, 27, 32.)

Man glaube indes nicht, daß diese von Christus geforderte Liebe nur den Feinden gegenüber nicht zu finden ist. Sie fehlt selbst dort, wo man sie am allermeisten vermuten sollte. Als Kloster- und Weltgeistlicher habe ich die Erfahrung gemacht, daß ausgerechnet in den Klöstern, die doch Stätten der Liebe sein sollten, die Liebe am meisten fehlt.

Nie werde ich vergessen, was eine junge Schwester in Buenos Aires auf dem Totenbette mir in ihrer letzten Beichte bekannte: „Hochwürden", sagte sie mir, „ich bin aus einer gut katholischen Familie. Wir waren zu Hause ein Herz und eine Seele und lebten sehr gottesfürchtig. Ich trat ins Kloster, um mich ewig Gott zu weihen. Wenn ich aber gewußt hätte, wie viel Haß und Neid es im Kloster gibt — Hochwürden, ich schwöre es vor Gott, vor dessen Richterstuhl ich bald treten werde: Nie wäre ich ins Kloster gegangen!"

Das ist durchaus kein vereinzelter Fall. Im Gegenteil kann ich wahrheitgetreu versichern, daß ich bis heute kein einziges Kloster, klein oder groß, kennen lernte, in dem nicht der Geist der Zwietracht, des Neides und Hasses geherrscht hätte. Ganz natürlich! Das ständige, pflichtmäßige Beisammensein von Charakteren, die nicht zueinander passen und noch dazu ein durchaus abnormales Leben führen, muß schließlich die stärksten Auslösungen des Hasses und Neides verursachen. Es gibt fast in jedem Kloster wahre Teufel in Mönchgestalt, die mit einer unglaublichen Raffiniertheit ihre Opfer aussuchen und sie geradezu zu Tode foltern. Wie oft habe ich gedacht: Wenn die Welt wüßte, wie es im Kloster aussieht, wären die Klöster bald leer.

So sehr nun das Fehlen der Liebe nach innen und außen eine Abwandlung der Kirche Christi darstellt, so gibt es doch andere Dinge, die uns die religiös-moralische der Kirche noch viel mehr erkennen lassen. Und diese äußert sich am meisten in dem Symbolismus, der Habsucht und dem Hochmut, dem die Kirche, insbesondere die katholische Kirche, verfallen ist.

Symbolismus!

Einer der hauptsächlichsten Gründe der Feindschaft Jesu mit den Pharisäern, Sadduzäern und Schriftgelehrten war der Symbolismus, in den jene die Religion des Alten Bundes verwandelt hatten. In der Tat, von den jüdischen Theologen war eine Unzahl von Waschungen, Gebetsformeln, Fasten, Wachen usw. erfunden worden, und sie machten die Leute glauben, daß sie hierdurch gerechtfertigt würden. Sie gestatteten ihnen sogar, das göttliche Gesetz zu verletzen, wenn sie dadurch eine dieser Menschensatzungen erfüllten. So durfte ein Sohn seinen Eltern die gesetzlich vorgeschriebene Unterstützung entziehen, wenn er sie dem Tempel schenkte (Mark. 7, 9).

Christus ging schonungslos gegen diesen Symbolismus vor. Weder er selbst beobachtete diese Menschensatzungen, wie er sie nannte (Luk. 6,8; 11,37; 13,15; 14, 5), noch gestattete er seinen Jüngern ihre Beobachtung (Matth. 15, 3). Er versicherte, daß die Übertretung eines Fastengebotes in keinem Fall eine Sünde sei und tadelte wiederholt die Pharisäer und Schriftgelehrten, daß sie mit jenen Satzungen eine unerträgliche Last den Gläubigen auferlegt hätten

(Matth. 23, 4) und sie Traditionen statt Gottesgebote erfüllen lehrten (Matth. 15, 4; 23, 1; Luk. 11, 39). —

Was haben nun die christlichen Theologen aus diesem Kampf Christi gegen Symbolismus gemacht? Sie ließen all jene von Christus verworfenen Gesetze von neuem erstehen. — In der Moral schufen sie eine Unmenge von Verpflichtungen, namentlich für den Empfang der Sakramente, führten das Fasten wieder ein, erfanden das Weihwasser, die Ablaßgebete, Reliquienverehrung und andere Dinge. — In der Liturgie verpflichteten sie unter Todsünde zur Beobachtung einer Unzahl symbolischer Handlungen. — In der Dogmatik erfanden sie ein wahres Heer von Dogmen, theologischen Wahrheiten, theologisch sicheren Lehren etc., die man alle unter schwerer Sünde glauben muß. — Und damit quält und vergällt man nun die Seelen schon von Jugend auf, stürzt sie von einer Beichte in die andere, von einer Generalbeichte in die andere, und schließlich weiß noch niemand, ob ihm nun die Sünden wirklich vergeben sind oder nicht.

Sodann haben wir bereits gesehen, in welcher Weise die Theologen die von Christus eingesetzte Taufe versymbolisierten, seine Sündenvergebung aufhoben und maschinenmäßig schablonierten; äußere Zeichen in gnadenspendende Sakramente umgestalteten und so ein völlig neues religiöses Gebilde schufen, das nichts mit den Lehren Christi zu tun hat.

Und nun erst der Symbolismus des Gottesdienstes, namentlich der Messe! Da ist alles symbolisch bis zur Unverständlichkeit, ja — § 166 RStGB. — Wer würde in dieser byzantinischen Aufmachung auch nur eine Spur der Feier zu den Zeiten der Apostel wiederfinden?

Schließlich sei noch der Symbolismus erwähnt, der mit Ablässen, Bruderschaften, Skapulieren, Reliquien, Medaillen, Novenen, Prozessionen etc. etc. getrieben wird. Sind nicht diese „Heilsmittel" ein wahrer Hohn auf die von Christus gelehrte, symbolfreie Religion? Ganz gewiß!

Wollte man nun noch auf den beschämenden Unfug hinweisen, den man Jahrhunderte lang mit dem Reliquienhandel und Ablaßschwindel getrieben hat, so würde der § 166 gegen uns mißbraucht, deshalb beteuern wir, daß vielleicht niemals mit solchen Mitteln einträglichere Geschäfte gemacht wurden und alle geschichtlichen Beweise des Gegenteils hoffentlich bald von Reichsgerichten selbst vernichtet werden.

Habsucht

Das Leben Christi, sei es auch wie immer, verlief in der größten Armut. Nach der Schrift wurde er in einem Stalle geboren und am Kreuze getötet. Arm war auch sein ganzes Leben. Das Anerbieten großer Reichtümer durch den Teufel wies er zurück (Luk. 4, 7). Während seiner Lehrzeit lebte er von Almosen und hatte nicht einmal ein schützendes Dach über sich: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; aber der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen könnte!" (Luk. 9, 58).

Die gleiche Armut verlangte er von seinen Jüngern und Aposteln: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" (Matth. 6, 24.) Als er seine Apostel zum erstenmale aussandte, das Evangelium zu verkünden, gebot er ihnen: „Nehmt weder Gold, noch Silber, noch irgend welches Geld in Eurem Gürtel mit; auch keinen Beutel, noch ein zweites Kleid, noch Tasche, noch Schuhe,

noch Stock! Wenn ihr in einem Hause seid, so eßt und trinkt, was man Euch vorsetzt; denn der Arbeiter verdient seinen Lohn! Heilt die Kranken! Erweckt die Toten! Reinigt die Aussätzigen und treibt die Teufel aus! Umsonst habt Ihr diese Macht erhalten, umsonst übt sie aus!" (Matth. 10, 9; Luk. 10, 7.)

Die gleiche Armut finden wir in der apostolischen Kirche, wie z. B. der Apostel Paulus bezeugt (1. Kor. 9, 6; Phil. 4, 10). Die Apostel lebten von Almosen; Paulus verdiente sich sogar selber seinen Lebensunterhalt. Er rühmt sich dessen auch mehrfach: „Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um keinem von Euch zur Last fallen." (2. Kor. 11, 8. — 1. Kor. 9, 17. 2. Thess. 3, 7.) — Immer waren sich die Apostel des Wortes Christi bewußt: „Sammelt Euch keine Schätze dieser Welt, die Motten und Rost verzehren und Diebe stehlen können! Sammelt Euch vielmehr Schätze im Himmel, wo keine Motte und kein Rost sie vernichten, noch Diebe sie stehlen können!" (Matth. 6, 19.) Wenn nämlich die Apostel das nicht befolgten, wer sonst hätte diesen Auftrag Christi befolgen können? Und wenn Christus dem reichen Jüngling erklärte: „Willst Du vollkommen sein, so verkaufe alles, was Du hast; und dann komm und folge mir nach!" (Luk. 18, 22. Matth. 19, 21.), so hatte er die gleiche Vollkommenheit auch von seinen Aposteln verlangt, als er sie veranlaßte, alles, Familie, Haus und Hof zu verlassen und ihm nachzufolgen. Und in dieser Armut verharrten die Apostel bis an ihr Ende.*) Mit diesen Grundsätzen steht Christus immerhin turmhoch über dem, was die Kirchen an ihre Stelle setzten.

Ja, die Nachfolger Christi und der Apostel haben diese Grundsätze längst aufgegeben. Nicht nur, daß die Kirche über ungeheure Reichtümer aller Art offen und geheim verfügt und namentlich der Vatikan so fabelhafte Schätze birgt, daß mit ihnen allein die ganze Kriegsschuld beglichen und dadurch die Weltkrise zum größten Teil behoben werden könnte, sondern die Kirche sinnt ständig auch auf immer neue Mittel, den Kirchensäckel zu füllen, und erwirbt zu diesem Zwecke alle Arten von Einnahmequellen, selbst Bergwerke, Fabriken, Aktionen, Weinberge, Felder und Wälder und anderes mehr. Dazu kommen die laufenden Einnahmen durch Meßstipendien, Stiftunggelder und fromme Schenkungen, deren Unsummen bisher jeder Berechnung entgangen sind; nicht zu reden von den Gaben und Stiftungen, die fromme Damen, namentlich Witwen, der Kirche vermachen. — Hierher gehören endlich auch die Pilgerfahrten nach Rom, die sich natürlich nur Leute mit Geld leisten können und denen der fabelhafte Anblick des heiligen [illegible] Herz und Beutel öffnet. Ein ganz besonderes Geschäft bietet natürlich das Jubeljahr, das früher alle 100, dann alle 50, und jetzt, wegen des Riesengewinnes, alle 25 Jahre gefeiert wird. Das Erträgnis des Jubeljahres 1925 hat selbst die höchsten Erwartungen bei weitem übertroffen. Ein Yankee spendete dem Papste die Kleinigkeit von 15 Millionen Dollar, um ihn wenigstens vorläufig vor dem sicheren Hungertod zu retten. Ein spanischer Bischof überreichte dem Heiligen Vater am 8. November 1925 einen Briefumschlag mit 150 Billetten von je 1000 Engl. Pfund. — Wie sagte doch Philipp: Ein goldbeladener Esel steigt auch über die höchsten Mauern!, und so feierte der Mammon wieder einmal einen wahren Siegeseinzug in den Vatikan, in dem er Jahrhunderte hindurch Alleinherrscher gewesen.

Man sage nicht, daß die Kirche mit diesen Geldern die christlichen Werke

*) Auf das höchst Anfechtbare einer solchen Moral, die in jedem Besitz Gefahr für das Seelenheil sieht, und auf die schlimmen Auswirkungen derselben hat Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihrem Buche „Erlösung von Jesu Christo" hingewiesen.

unterstütze und den Glauben verbreite. Denn angenommen auch, es bliebe nach Abzug der gewaltigen Unterhaltungunkosten für den päpstlichen Luxushof mit seinen Kardinälen, Ministern, Bischöfen, Prälaten, Kammerdienern, Leibwachen, Soldaten etc. etc., die täglich Riesensummen verschlingen, noch etwas für gute Werke und die Glaubensverbreitung übrig — wer hat der Kirche den Auftrag gegeben, das Evangelium Christi mit Geld zu verbreiten, statt durch das Beispiel einer wahren Nachahmung der Lehren Christi, wie es ein Franz von Assisi tat?

Und schlägt man erst die Geschichte auf und betrachtet das Leben zahlreicher Päpste, Bischöfe und Prälaten, so möchte man glauben, eher eine Gesellschaft von Schlemmern, Lebemenschen und Erbschleichern vor sich zu haben, statt von Nachfolgern Christi und der Apostel, wenn solcher Glaube im Deutschen Reiche erlaubt wäre!

Und was soll man dazu sagen, wenn man sieht, wie Mönche und Nonnen, die das Gelübde der Armut ablegten, geradezu auf Geldsäcken sitzen, in herrlichen Klöstern, inmitten noch herrlicherer Besitzungen wohnen, stets erster Klasse reisen, prachtvolle Automobile besitzen und essen und trinken und leben, ohne je auch nur den Hauch von Armut zu spüren. Ist das nicht eine geradezu himmelschreiende ███?

Und nun noch der tägliche, widerwärtige Handel mit Taufen, Trauungen, Begräbnissen und Messen erster, zweiter und dritter Klasse! Heißt das nicht mit dem Heiligsten wie mit einer Ware schachern?! Und müßte nicht gerade die Kirche die sozialen Verschiedenheiten und Gegensätze überbrücken und unterdrücken, statt sie auf diese Weise zu fördern?

Dazu kommt die beliebte Methode der Geistlichkeit, sich an religiös gesinnte Frauen, vor allem ältere, begüterte Witwen heranzumachen, um sie zu Schenkungen für die Kirche zu bewegen? Wie sagte doch Christus: „Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler! Die Ihr die Häuser der Witwen schluckt für das Hersagen langer Gebete! Auch deshalb werdet Ihr ein strenges Gericht haben.“ (Matth. 23, 14.)

Schließlich sei noch auf den ungeheuren Kuhhandel hingewiesen, mit dem der jetzige Papst gegen 2000 Millionen Lire und andere materielle und geistige Vorteile den ehemaligen Kirchenstaat eintauschte. Bedenkt man, daß es früher eine Todsünde war, der Heldentat Garibaldi's beizustimmen und, wer es öffentlich tat, mit dem Kirchenbann belegt wurde; die Kirche selber dagegen für einige lumpige Millionen Judaslohn ihre Einwilligung verbriefte und verbürgte, so sieht man, wie die auri sacra fames, der verdammte Hunger nach Gold, auch

Hätte der Vatikan nicht besser getan und würde er nicht heute noch besser daran tun, wenn er, zur Einfachheit Christi und der Apostel zurückkehrend, auf den ganzen Kirchenstaat verzichtete, seine Schätze verkaufte und den Erlös den Armen gäbe, um da wieder zu beginnen, wo Christus und die Apostel aufgehört? Indes auch das würde heute unzureichend sein. Denn da die Religion Christi sich als Irrtum erwiesen, bleibt nurmehr der ganze Verzicht, nicht nur auf die Schätze der Kirche, sondern auf die Morallehre Christi und die der Kirche und diese selber übrig.

Hochmut

Wie sehr auch viele von uns die Demutlehre Christi ablehnen, statt ihrer dem Hochmut edlen Mut und Stolz ohne Eitelkeit entgegenstellen, sicher geben sie wohl zu, daß die Lehre Christi turmhoch über dem steht, was von der Kirche an ihre Stelle gesetzt wurde. Christus war der Freund der Zöllner und Sünder (Matth. 9, 10), ja selbst der Huren, für die er schützend eintrat (Luk. 7, 36). Er wusch seinen Aposteln die Füße (Joh. 13, 13).

Das gleiche Verhalten verlangte er von seinen Aposteln: „Wer der Größte unter Euch sein will, muß Euer aller Diener werden!" (Matth. 20, 27; Luk. 22, 26). Als sich die Apostel wieder einmal um die ersten Plätze des künftigen Reiches stritten, nahm er ein Kind, stellte es in ihre Mitte und sagte: „Wenn Ihr nicht werdet wie dieses Kind, könnt Ihr in das Himmelreich nicht eingehen!" (Matth. 18, 3.) Er versprach den Aposteln kein Leben der Bequemlichkeit, sondern der Verfolgungen und Leiden und selbst den Martertod: „Vor allem werden sie Euch verfolgen. Einige von Euch werden sie töten und Ihr alle werdet gehaßt werden!" (Luk. 21, 12, 17; Matth. 24, 9; Joh. 16, 2.) Denn „Der Schüler ist nicht über den Meister." (Matth. 10, 24.) Dagegen warnt er sie vor dem hochmütigen Wesen und Leben der Pharisäer: „Hütet Euch vor den Pharisäern, die gerne kostbare Kleider tragen, sich auf den öffentlichen Plätzen grüßen lassen und in den Tempeln und auf Banketten die ersten Plätze einnehmen!" (Luk. 20, 46.) „Mit Vorliebe lassen sie sich: Meister, Meister! rufen; Ihr aber laßt Euch nicht Meister rufen, denn nur einer ist Euer Meister; Ihr seid alle gleich! Noch nennt jemand: Vater! Denn nur einer ist Euer Vater, der im Himmel ist." (Matth. 23, 7.) „Und wenn Ihr alles getan habt, was Ihr tun mußtet, so sagt trotzdem: wir sind unnütze Knechte!" (Luk. 17. 10.)

Die Apostel lebten nach ihres Meisters Vorbild und Lehre. Sie führten ein Leben voll der Mühen und Entbehrungen, ohne Ruhm und Pracht, und endeten in Leiden und Verfolgungen: „In jedem Augenblick erweisen wir uns als Diener Gottes, durch alle Art von Leiden, Trübsal, Nöten, Entbehrungen, Geißelungen, Einkerkerungen, Erdulden von Ruhelosigkeit, Mühen, Fasten und Wachen." (2. Kor. 6, 4.) „Wir wollen uns Euch gegenüber nicht als „die Herren" aufspielen." (2. Kor. 1, 24.) „Wir predigen nicht uns selber als die Herren, sondern Christum!" (2. Kor. 4, 5.) Und so lebten die Apostel mit den Christen und unter ihnen als ihresgleichen, teilten mit ihnen ihr Brot, ihre Freuden und Leiden.

Und nun vergleiche man hiermit das Leben der heutigen Nachfolger Christi und der Apostel, die in herrlichen Palästen wohnen, mit allen Bequemlichkeiten versehen sind, reiche Mahlzeiten genießen, auf keinem Bankette fehlen und dort die ersten Plätze einnehmen, mit Vorliebe in den Kreisen der oberen Zehntausend verkehren und ganz besonders den Kaisern und Königen stets nahe zu sein wußten, kostbare Kleider tragen, sich in den Kirchen sogar Throne errichten, dort vor allem Volke die „heiligen" Gewänder anlegen, eine ebenso heilige, zehn Meter lange Schleppe tragen, sich sogar die Hände küssen und Weihrauch streuen lassen, kurz, inmitten der Kirche einen Pomp und eine Selbstverherrlichung entfalten, daß die Pharisäer und Schriftgelehrten wahre Waisenknaben daneben erscheinen.

Und erst der „Heilige Vater", dessen Füße zu küssen eine so hohe Ehre ist, und der in früheren Zeiten so gerne den Rücken des deutschen Kaisers benützte, um auf seinen Gaul (es war bestimmt kein Esel) zu klettern; der von Marconi eine prachtvolle Rundfunkstation erhielt (böse Zungen sagen: als Gegengabe für die

gottwidrige Auflösung der Ehe des frommen Mannes!), auch ein goldenes Telephon besitzt, ein Luxusauto fährt, wie es vielleicht kein zweites gibt, dazu in dem herrlichsten und größten Palast der Welt wohnt (mit 11 000 Zimmern), umschwärmt von Kardinälen, Ministern, Sekretären, Dienern, Leibwachen etc., sogar einen wirklichen Hofstaat besitzt und selbst einen wahren, sogenannten Kirchenstaat (gemäß Christi Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Joh. 18, 36).

Welch wunderbare Art und Weise hat doch der Nachfolger Christi erfunden, seinem Herrn und Meister nachzufolgen und sein Leben „nachzuahmen"! Man muß schon die Phantasie eines Theologen haben, um im Vatikan den Stall von Bethlehem und in dem Glanz des päpstlichen Hofes die Armut Jesu und seiner Apostel wiederzuerkennen. Und schlägt man erst die Geschichte der Päpste auf — Gott schütze mich vor diesen Nachfolgern Christi, die können einem wirklich den Glauben schwer machen!

Das Eine aber sei hier für Zeit und Ewigkeit festgestellt: So groß der Unterschied zwischen der Armut und Niedrigkeit Christi und dem Reichtum und der Pracht des Papstes ist, so groß und noch viel größer ist auch der Unterschied zwischen der Religion Christi und der Lehre der katholischen Kirche. Das beides geht Hand in Hand, und wir gelangen so zu dem Ergebnis, daß gerade jene Kirche, die sich mit Vorliebe als die wahrhaft apostolische bezeichnet, mehr als irgend eine andere christliche Konfession in Theorie und Praxis von der apostolischen Tradition abgewichen ist.

Hier wäre noch ein Wort über die wahrhaft widerwärtige Speichelleckerei zu sagen, die gerade vom katholischen Klerus mit den Mächtigen und Großen dieser Erde getrieben wird; über die charakterlose Gesinnung, mit der Bischöfe und Kardinäle heute dem Monarchen von Gottes Gnaden ihre und ihrer Katholiken ewige Treue schwören und morgen schon sich beeilen, dem revolutionären Präsidenten der neuen Republik zuzujubeln; über die diplomatischen Ränke und Intriguen, deren Netze von Rom aus über die ganze Erde gespannt werden — unter dem Deckmantel der Religion natürlich. Steht das alles nicht im schroffsten Widerspruch mit dem Willen und der Lehre Christi?

Genug davon! Lieber Leser, auch ich war einst blind, blind wie wir alle, durch Erziehung, Anschauungen und Gewohnheiten irre geführt, getäuscht auch durch den irdischen Glanz und die irdische Pracht der katholischen Kirche. Ich glaubte, das könnte doch nicht alles nur — § 166 RStGB —, nur ein Irrtum, nur ein ████ sein. — Heute sind mir die Augen aufgegangen, und wenn schon die Widersprüche und Irrlehren der katholischen Kirche mich von deren Nichtgöttlichkeit, Unheiligkeit und Irdischheit überzeugten, so noch weit mehr der in dieser Kirche herrschende, alles Maß übersteigende Hochmut, ihr überschwenglicher Reichtum und ihr geschäftsmäßiger Symbolismus.

Hoffentlich, lieber Leser, sind auch Dir die Augen jetzt aufgegangen und findest auch Du den Mut, Dich von religiösen Wahngebilden Roms vollständig zu befreien.

Los von Christus!

Als ich mein Amt niederlegte, tat ich es nur wegen der Widersprüche, die ich zwischen der katholischen Theologie und der Lehre Christi gefunden hatte, Widersprüche, die im ersten Teile dieses Buches eingehend behandelt wurden. Ich war also damals noch gläubiger Christ und sogar der Ansicht, daß mein Kirchenaustritt mich Christo eher näher gebracht, als von ihm entfernt habe. Es dauerte noch über 5 Jahre, bis ich zu der festen Überzeugung gelangt war, daß auch Christus sich geirrt und somit nicht Gott gewesen sein könne. Diese Erkenntnis veranlaßte mich, nunmehr die ganzen Grundlagen der christlichen Religion einer Untersuchung zu unterziehen, wobei ich zu dem Ergebnisse gelangte, das ich hier in kurzer, verständlicher Form dem Leser darbiete.

Ich verhehle mir dabei keinen Augenblick die Schwierigkeit meiner Aufgabe und weiß genau, was es heißt, die Grundlagen des Christentums anzugreifen. Ist es doch eine unbestreitbare Tatsache, daß die christliche Kirche es verstanden hat, bis auf den heutigen Tag sich zu erhalten und einen gewaltigen Bestand von Gläubigen dauernd zu besitzen. Das ist zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen, daß alle Religionen wegen der tiefen Wurzeln, die sie im menschlichen Herzen schlagen, ein mehr oder weniger hohes Alter aufweisen — man denke nur an die buddhistische, jüdische und mohammedanische Religion —, zum größten Teil aber auf den Umstand, daß die Grundlagen der christlichen Religion von einer Persönlichkeit stammen, die bis heran als göttlicher Religionsstifter galt und noch gilt.

So sehen wir denn, daß trotz der blutigen Verfolgungen von außen und trotz der heftigen, inneren Kämpfe und vielfachen Spaltungen das Christentum auch heute noch eine Macht ist und vielleicht stärker und besser organisiert, als irgend eine andere. Und wie ich selbst mit hingebender Liebe an Christi Kirche gehangen, so weiß ich, daß Millionen anderer ihr ebenfalls noch treu ergeben sind, bereit, ihren Glauben an Christus, wenn nötig, mit dem Blute zu besiegeln, wenn auch das weit größte Heer der Christen dem Glauben völlig fremd und fern gegenübersteht.

Noch andere Schwierigkeiten bieten sich mir. Aber ich halte sie alle für gering in Vergleich zu dem Suggestiveinfluß, den die christliche Kirche über ihre Gläubigen ausübt. Auch diese Macht kann, muß und wird gebrochen werden, wenn eine einsichtige Beweisführung den Weg zur Vernunft findet und ohne Voreingenommenheit den Irrtum aufweist und die Sonne der Wahrheit erstrahlen läßt.

Welches sind denn nun die Mittel, die ich nötig habe, um das Christentum zu bekämpfen? — Erstaunlich einfache!

Doch diese einfachen Mittel kommen nicht von ungefähr, sondern sind auf lange theologische Studien gegründet, die mir das Für und Wider in allen Schattierungen zeigten und mir genügend Gelegenheit gaben, meine Auffassung im Schmelzofen der Wissenschaft zu prüfen. Der Leser braucht daher nicht zu befürchten, daß ich irgendwie versuchen werde, nicht die volle Wahrheit zu sagen, oder

den Dingen ein anderes Licht zu verleihen, als ihnen zukommt, oder daß ich strittige, theologische Erörterungen vorbringen werde. Vielmehr werde ich ausschließlich mit Tatsachen kommen, Tatsachen, die durch nichts aus der Welt zu schaffen sind und die jeder Christ annehmen muß, weil sie unverrückbar in dem Buche verankert sind, das jeder Christ bedingunglos anerkennt: der Bibel; und diese Tatsachen werden zeigen, daß die christliche Religion eine ganze Reihe von Irrtümern enthält, Irrtümer, die ihr jedweden übernatürlichen Charakter nehmen.

Dann aber — und das ist das Wichtigste —: wie jene Wahrheiten, die ich aufdeckte, für mich zum Verhängnis wurden und mich, den früher begeisterten Priester Gottes zwangen, das Diktat der Vernunft nach langer Prüfung anzunehmen und den Glauben an die Kirche und ihren Gottesbegriff endgültig abzutun, werden die gleichen Gedankengänge auch andere nötigen, den Weg der Wahrheit zu gehen und den christlichen Glauben abzulegen.

Ich hätte ja selber nie geglaubt, daß ich je Amt und Glauben ablegen würde. Wie habe ich mich gegen die ersten Erkenntnisse gesträubt, wie mich gegen sie gewehrt und sie als Versuchungen des Teufels betrachtet! Wie habe ich, noch von religiöser Überzeugung befangen, täglich in und außer der Messe um Licht und Erleuchtung gebetet! Welch dunkle Stunden des Zweifels haben mich in schlaflosen Nächten gequält! Oftmals dachte ich an meinen Tod, an Gericht, Himmel und Hölle und nahm meine Zuflucht zu strengen Bußübungen, Exerzitien und anderen geistlichen Mitteln, nur um den Glauben nicht zu verlieren. Dann wieder dachte ich an die Schande, die ich über meine Familie bringen würde, an meine Geschwister und Verwandten, die mich ausstoßen würden, wenn ich es je wagte, meinen schwarzen Rock für immer abzulegen.

Damals war es, als ein protestantischer Pfarrer mir sagte: Wenn Sie Ihrer Sache zum Siege verhelfen wollen, müssen Sie Ihre Person zum Opfer bringen. — Dieses Opfer meiner Person habe ich gebracht. Es hat mich und andere viele Tränen gekostet. Acht Jahre sind seitdem verflossen, Jahre bitterer Not und einsamer selbstgewollter Verbannung in fremdem Lande, getrennt von allen Geschwistern, Verwandten und früheren, zahllosen Freunden, von denen keiner mehr sich um mich gekümmert und nach mir gefragt hätte.

Nur eine Schwester im Kloster, die sich opfert und abtötet um ihren Bruder, einst ihr ganzer Stolz, heute, als abgefallener Priester, der Schmerz ihrer Seele, schreibt mir monatlich einen Brief — ich habe sie alle gesammelt und aufgehoben — immer mit der gleichen frommen Bitte, daß ich doch wieder zurückkehre und sei, was ich gewesen. — Arme Schwester! Ich denke ja gar nicht daran, zurückzukehren. Im Gegenteil! Wenn ich Dich doch befreien könnte aus Deinem nutzlosen Selbstopfer im Kloster.

Ich habe ja nur noch die eine Hoffnung, daß das schwere Opfer, das mich der Austritt aus der Kirche gekostet hat, nicht vergeblich war. Denn ich meine, es müßten auch andere zum gleichen Schritte sich gezwungen fühlen, wenn sie mit Aufrichtigkeit dieses Buch lesen, von dem jede Zeile mit Herzblut geschrieben ist. Ich glaube sogar, es wird der Tag kommen, wo ich gerechtfertigt dastehen werde auch vor denen, die mich mit Achselzucken als abtrünnigen Priester bezeichnet und verachtet haben. Ob ich diesen Tag noch erleben darf?

Und nun, lieber Leser — wer Du auch seist — lies die nachstehenden Abhandlungen, und wenn Du sie sorgfältig gelesen und noch sorgfältiger überdacht hast, so habe den Mut, auch die Folgerungen zu ziehen. Du hast dabei nichts zu verlieren, wohl aber alles zu gewinnen. Laß es Dir gesagt sein von einem, der Deine

jetzige Lage kennt und auch jene, die man sich schafft, wenn man den Irrtum flieht und der Wahrheit folgt. Denn „die Wahrheit wird Dich frei machen" (Joh. 8, 32). Das habe ich voll und ganz an mir erfahren.

Die Gottessohnschaft ein Irrtum

Im Mittelpunkt des Christentums steht zweifelsohne die Person seines Stifters. Es hieße Worte verschwenden, wollte man von seiner überragenden Bedeutung innerhalb des Christentums reden.

Tatsächlich hat denn auch Christus gemäß dem Neuen Testamente sich als „Gottessohn" bezeichnet, und nach dem Glauben der überwiegenden Mehrheit auch der heutigen Christen bedeutet dieser Titel nicht etwa eine symbolische Gottessohnschaft, sondern eine wirkliche. Somit wäre Christus in Wahrheit Gottes wirklicher Sohn, ja, Gott selbst gewesen, die zweite Person in der Gottheit, eines Wesens mit dem Vater, dessen Gottheit er in vollkommenster Weise teilt. So lautet vor allem die Lehre der katholischen Kirchengemeinschaften. Und wenn auch einige protestantische Kirchen die gleiche Begriffsklarheit vermissen lassen, so steht doch auch für sie eine wenigstens gottähnliche Sohnschaft fest.

Was aber, wenn der Nachweis erbracht würde, daß Christus weder ein gottgleiches noch ein gottähnliches Wesen besaß? — Die Folgen wären nicht abzusehen. Vor allem würde ein solcher Nachweis schlechthin den Tod der katholischen Kirche und all' ihrer Dogmen bedeuten. Würde doch Christus damit, gelinde gesprochen, zu einem bemitleidenswerten Hallutionisten gestempelt. Aber auch jene protestantischen Kirchen, die nur an eine gewisse unbestimmte Gottähnlichkeit Christi glauben, würden dadurch den denkbar empfindlichsten Schlag erhalten. Denn wenn auch begrifflich die Gottgleichheit von ihnen verneint wird, im Herzen des Volkes ist Christus und Gott, Christi Gebot und Gottes Gebot ein und dasselbe. Ebensosehr aber würde auch die Bibel davon betroffen, da sie namentlich im 4. Evangelium eine derartige Gottähnlichkeit Christi betont, daß jeder unbefangene Leser darin eine Gottgleichheit erkennen möchte. Würde nun diese verneint werden müssen, wo bliebe alsdann noch die Glaubwürdigkeit der Bibel?

Kurz, der einzige Nachweis, daß Christus kein gottähnliches, geschweige denn ein gottgleiches Wesen besaß, und somit alle Schriftstellen, die etwas derartiges verkünden, zum mindesten auf Irrtum beruhen, dieser einzige Nachweis würde fraglos das ganze Gebäude des Christentums ins Wanken bringen und zusammenstürzen lassen.

Wie aber diesen Nachweis erbringen? Es ist freilich wahr: schon der kleinste Irrtum Christi, ernstlich bewiesen, dürfte und — streng genommen — müßte genügen, Christo trotz aller seiner Wunder und Zeichen die Gottheit abzusprechen.

Eben deshalb sei zunächst die Wunderkraft Christi, auf Grund derer er immer wieder den Glauben an sich erwartet, ja verlangt, kritisch beleuchtet, ob sie etwa für die Gottessohnschaft Christi bürgt. Sodann betrachten wir uns in allmählich aufsteigender Linie einige dem klaren Denken und der Lebenserfahrung des Einzelnen am leichtesten erweisbaren Irrtümer der Lehre Christi, die in immer stärkerem Maße Gegenbeweis gegen die Gottessohnschaft sind. Dann werden wir das Neue Testament befragen, was es denn selbst über die Gottheit Christi aussagt, bis wir darnach endlich zu jenem geradezu erschütternden, von Christus

selbst gelieferten Gegenbeweis seiner Gottessohnschaft gelangen werden, der diese Lehre völlig und gründlich stürzt und hiermit alle Kirchen, die sich auf sie gründen, vor allem die katholische Kirche, vernichtet.

Die Wunder Christi

Christus selbst tut seine „Wunder und Zeichen" immer wieder, um Glauben an sich und seine Lehre zu wecken.

Wenn wir nun daran gehen, diese Wunder einer Analyse auf ihre Beweiskraft und ihr Wesen zu unterziehen, so sei zunächst darauf hingewiesen, daß Wunder nur dann Beweiskraft besäßen, wenn sie erstens ausschließlich von Gott bewirkt werden könnten. Wären nämlich außer Gott noch andere Kräfte in der Lage, Wunder zu wirken, so wüßte man ja nie, von wem im gegebenen Falle das Wunder stammt. Zweitens dürften Wunder ausschließlich zur Bestätigung einer Religion gewirkt werden; denn würden Wunder auch in andern Religionen stattfinden, so verlören sie natürlich vollkommen ihre Beweiskraft.

Befassen wir uns zunächst mit der zweiten Bedingung, wonach Wunder nur innerhalb einer einzigen Religion gewirkt werden können, wofern sie Beweiskraft haben sollen. Wir finden da, daß sogar die Bibel Wunder bezeugt, die von Vertretern anderer Religionen vollbracht wurden. So wissen wir aus dem Alten Testamente, daß die ägyptischen Magier vor Moses Augen Stäbe in Schlangen verwandelten, eine Tatsache, die den Theologen stets viel zu schaffen machte und noch macht, da hier ein unleugbares Wunder von ungläubiger Macht gewirkt wurde. Und im Neuen Testamente gesteht selbst Christus, daß: „Falsche Christuse und falsche Propheten auftreten werden und große Zeichen und Wunder tun." (Matth. 24, 24. Thess. 2, 9.) Wir fragen aber angesichts dieser Tatsachen: Wo bleibt da die Beweiskraft der Wunder, wenn sie innerhalb Religionen gewirkt werden, die einander widersprechen? Und schließlich, reklamieren nicht alle Religionen der Erde Wunder für sich? Gibt es nicht wunderbare Heilungen bei allen Völkern, die auf religiöse Macht zurückgeführt werden, Heilungen und Wunder, die mindestens ebensogut bezeugt und bestätigt sind, wie die Wunder Christi?

Wir kommen nun zu der andern Bedingung, wonach Wunder ausschließlich von Gott bewirkt werden sollen, um Beweiskraft zu besitzen. Es liegt auf der Hand, daß, wenn Wunder nur von Gott gewirkt werden können, alle andern Einflüsse ausgeschaltet werden müssen. Die Gotteskraft wirkt ja unabhängig von irgend welcher andern Kraft und ohne Zuhilfenahme anderer Mittel. — Was sehen wir aber? Wir sehen, daß Christus, wenn er Wunder wirken wollte, mit seiner göttlichen Macht allein nicht auskam. Denn als er auf seinen Wanderfahrten wieder mal zu seiner Vaterstadt Nazareth kam, wie die Schrift berichtet, fand er dort wenig Glauben. Da sprach Jesus: „Ein Prophet ist nirgends weniger geehrt, als in seiner Vaterstadt, unter seinen Verwandten und im eigenen Hause." (Mark. 6, 4.) Und der Evangelist fügt hinzu: „Er konnte dort auch keine Wunder wirken, außer daß er einige Kranke unter Händeauflegen heilte" (Mark. 6, 5). — Den Grund, weshalb Jesus in seiner Vaterstadt kein Wunder wirken konnte, gibt Matthäus an, der zu der gleichen Stelle bemerkt: „Wegen ihres Unglaubens wirkte er dort nicht viele Wunder." (Matth. 13, 58.) Wir sehen also zunächst, daß Jesus außer seiner göttlichen Kraft noch ein anderes Mittel

benötigte, um Wunder wirken zu können. Der Evangelist nennt es Glauben; wir werden versuchen, ihm nachher den richtigen Namen zu geben. — Etwas ähnliches passierte auch den Jüngern Christi, als sie während seiner Verklärung sich vergeblich bemühten, den unreinen Geist aus einem besessenen Knaben auszutreiben. Nachdem Jesus ihn ausgetrieben hatte, fragten ihn die Jünger: Warum konnten wir ihn nicht austreiben? Jesus antwortete ihnen: wegen Eures Unglaubens. Denn ich versichere Euch, hättet Ihr nur einen Glauben wie ein Senfkorn so groß, und sprächet zu diesem Berge: Rücke von da dorthin, er würde hinrücken, und nichts wäre Euch unmöglich." (Matth. 17, 20.)

Demnach können wir feststellen: erstens, daß Jesus und seine Jünger mit der göttlichen Kraft allein keine Wunder wirken konnten, wie der Fall von Nazareth und dem besessenen Knaben klar beweisen. Dieser Umstand allein genügt schon, den Wundern Christi jedwede Göttlichkeit abzustreiten. Es kommt aber zweitens hinzu, daß die Voraussetzung und wirkliche Ursache aller Wunder gläubiges Vertrauen im Kranken und unerschütterliche Kraft im Wundertäter sind. Welcher Art nun diese Glaubenskraft ist, sehen wir ebenfalls bei Christus. Seine ständige Frage an alle Kranken ist: Glaubst Du, daß ich Dir das tun kann? — Christus verlangt also das einfache, absolute Vertrauen zu seiner Heilkraft, wie dies auch bei der Heilung durch Hypnose Voraussetzung ist.

Daß in der Tat das Wesen des „Wunders" in einer gewissen Glaubenskraft liegt, kann man auch heute noch bestätigt finden. Im Jahre 1911 war ich mehrere Wochen in Lourdes und sah dort neun Wunder mit eigenen Augen. Sie trugen sich vor allem Volke zu und zwar während der Prozession, die am Nachmittage dort abgehalten wird und ihren Höhepunkt erreicht, wann die Geistlichkeit den grossen Platz vor der Basilika betritt, wo etwa 200 bis 300 Kranke auf Bahren im Kreise aufgestellt sind, umringt von einer nach Zehntausenden zählenden Menschenmenge, die herbeigeeilt ist, um Wunder zu sehen. Eine Begeisterung, die bisweilen bis zur Extase sich steigerte, ergriff diese Menschenmenge, als der amtierende Geistliche inmitten des Platzes mit wahrer Stentorstimme zu beten begann: Jesus, faites que je marche; Jesus, faites que je voie; Jesus, faites que j'entende; Jesus, fils de David, ayez pitié de moi etc.: Jesus, mach, daß ich gehe, sehe, höre, etc.! Jeder Satz wurde mit unbeschreiblichem Enthusiasmus von der rings stehenden Pilgerschaft wiederholt. Unwillkürlich glaubte man sich in die biblischen Zeiten versetzt, wo Jesus auf diese Bitten der Kranken hin sie berührte und heilte. Denn während jener Geistliche und die Volksmenge so beteten, ging auch hier ein anderer Geistlicher mit der Monstranz, in der wir alle Christus persönlich zugegen glaubten, und in der weißen Hostie zu erblicken vermeinten, und berührte mit ihr und dem im Sakrament verborgen geglaubten Heiland den Fuß eines jeden Kranken. Immer lauter ertönte das: Jesus, faites que je marche, faites que je voie immer inniger das: Jesus, fils de David, ayez pitié de moi; Jesus, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! — Und siehe da, wie elektrisiert sprang ein Kranker von seiner Bahre auf. Vor elf Jahren war er vom Dache gefallen, wie er mir später erzählte, und seitdem paralysiert an seine Bahre gebunden. Nun war er in einem Augenblick geheilt, und in echt südländischer Begeisterung sprang er von seiner Bahre, fiel vor allem Volk auf die Knie und dankte mit zum Himmel erhobenen Händen und unter einem Strom von Dankestränen für die glückliche Heilung. — Auf ähnliche Weise sah ich, daß ein 13 jähriges, blindes Mädchen geheilt ward, dessen Mutter überglücklich mir die geheilten

Augen ihrer Tochter zeigte. — Niemand hat wohl besser den Wert dieser Wunder von Lourdes gekennzeichnet als Zola, indem er sagte: Les faits sont réels; mais cet homme n'était pas Dieu; Die Tatsachen (von Lourdes) sind unleugbar; aber dieser Mensch (Christus) war nicht Gottessohn! Der Mann hat recht; wir müssen und werden eine andere Ursache für Wunder finden, als eine göttliche.*)

Jedoch der Hauptgrund, weshalb wir allen Wundern und somit auch den Wundern Christi irgendwelche göttliche Urheberschaft und göttliche Beweiskraft absprechen müssen, ist ein ganz anderer. Die Wunder im Sinne Jesu setzen nämlich das Walten einer göttlichen Vorsehung voraus, die wir nicht anerkennen können. Kümmert es doch Gott nicht im mindesten, wenn, bald hier, bald da, Millionen und Millionen von menschlichen Wesen durch Hunger, Krieg, Überschwemmungen, Erdbeben und anderes qualvoll zugrunde gehen. Wenn nun Gott da nicht eingreift, wo es gilt, Millionen seiner Geschöpfe vor endlosen Qualen und sicherem Tode zu bewahren, wie soll man dann glauben, daß er sich dafür hergebe, seine Wunderkraft an einem Einzelnen auszuüben? Etwa um sich von einigen Tausenden beloben und bepreisen zu lassen, während er gleichzeitig Hunderttausende in Tod und Verderben schickt? Das ist so widersinnig, so absurd, daß man vernünftigerweise derartiges von einem höchsten Wesen nicht annehmen kann. Mir scheint, daß eine Vorsehung, die kaltlächelnd und ohne einen Finger zu rühren, dem Elend von ungezählten Geschöpfen zusieht, ihr Recht längst verwirkt hat, als Urheber einer gütigen Einzelwohltat betrachtet zu werden.

Es ist somit gar nicht notwendig, die Wunder Christi zu leugnen; um so energischer aber müssen wir ihnen jedwede überirdische Bedeutung absprechen, erstens, weil solche sogenannte „Wunder" in allen Religionen geschahen, wie sogar die Schrift bezeugt; zweitens, weil Christus selbst gestand, daß seine göttliche Kraft allein zu Wundern nicht ausreicht, daß er vielmehr andere Mittel benötigt: innere Glaubenskräfte, die in Wirklichkeit die Urheber der Wunder waren und sind; drittens weil die Voraussetzung aller Wunder im Sinne der Religion fehlt: die Existenz einer göttlichen Vorsehung, die wir nicht anerkennen können, wie auch im folgenden Kapitel dargetan wird. — Der Umstand, daß wir zur Zeit die Wunder und ihre wahren Ursachen in jedem einzelnen Falle noch nicht vollständig erklären können, ändert gar nichts an der Sachlage. Das Geheimnis so mancher Dinge hat sich gerade in unserer Zeit erschlossen, da wird auch der Tag nicht ferne sein, wo wir das Geheimnis der Wunder völlig erschliessen können. Und dieser Tag ist der Todestag für „des Glaubens liebstes Kind".

Irrtümer der Lehre Christi über das Diesseits

Wenn die „Wunder" Christi also seine Gottessohnschaft keineswegs beweisen können, so widerlegen andererseits Irrtümer seiner Lehre diese Gottessohnschaft völlig.

*) Die Wissenschaft kennt solche Heilungen psychogener Leiden, die Nervenärzte erreichen sie auf einfachere Weise. Somit kann nach dem Stande unseres heutigen Wissens eine Krankenheilung von Blinden, Lahmen, Tauben usw., die zum Überfluß selbst betont, daß der feste Glaube des Kranken an die Heilkraft des Arztes und dessen eigener Glaube an dieselbe Voraussetzung der Heilung ist, keinen Anspruch auf Beweis der Gottessohnschaft machen!

Die Lehre eines Religionstifters, so erhaben sie auch sein mag, kann niemals ein Beweis für ihre oder ihres Urhebers Göttlichkeit sein. Hingegen ist sie ein sicherer Beweis für die Nichtgöttlichkeit beider, wenn sie Dinge enthält, die der Vernunft widersprechen.

Seine Lehre ist nicht frei von großen Irrtümern. Wir greifen einen derselben heraus: die Lehre vom Diesseits. Hier ist es vor allem Jesu Lehre von der göttlichen Vorsehung, die tatsächlich als Irrtum erwiesen wird. Er sagt: „Seid nicht besorgt für Euer Leben, was Ihr essen und trinken werdet... Betrachtet die Vögel des Himmels, die weder säen noch ernten, noch in Scheuern einsammeln; und doch ernährt sie Euer himmlischer Vater. Seid Ihr nicht weit mehr als sie? ... Und was seid Ihr um Kleidung besorgt? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; aber dennoch, versichere ich Euch, war nicht einmal Salomo in all seiner Herrlichkeit gekleidet, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gewächs, das heute steht und morgen ins Feuer geworfen wird, auf solche Weise kleidet, wieviel mehr Euch, Ihr Glaubensschwachen? ... Sorgt also nicht um den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen." (Matth. 6, 25—33. Luk. 12, 22 ff.)

Diese Lehre von der göttlichen Vorsehung ist wohl der größte und entscheidenste Irrtum der Lehre Christi vom Diesseits. — Es liegt für jeden Denkfähigen auf der Hand, daß, wenn es eine göttliche Vorsehung gäbe, das Meer von Leiden, Mühen und Plagen, das uns umgibt, einfach unverständlich bliebe. Ja es wäre unbegreiflich, daß durch Erdbeben, Pest, Hungersnot, Überschwemmungen etc. Tausende, ja Millionen von Menschen in qualvolle Not und elenden Tod getrieben würden, wenn es eine Vorsehung gäbe, die sie davor bewahren könnte. Aber noch weit unbegreiflicher wäre diese Vorsehung selber, wenn sie die Menschen vor derartigem Unheil nicht bewahren würde, obwohl sie es könnte.

Ein Vater, der auch nur eines seiner Kinder in Not sähe und ihm nicht hälfe, obwohl er es könnte, ein solcher Vater würde von uns mit vollem Recht als ein Rabenvater bezeichnet werden.

Handelt nun aber die sogenannte göttliche Vorsehung etwa anders? Schaut sie nicht müßig zu, wie die von ihr selbst verursachten Naturereignisse — das ist theologische Lehre — Millionen ins Verderben reißt?

Da lehrt uns Christus, daß wir Kinder eines himmlischen Vaters sind, der uns nährt, kleidet und behütet, ohne daß wir uns darum zu sorgen brauchen. Und nun, lieber Leser, stelle Dich im Geiste an das Trümmerfeld einer vom Erdbeben heimgesuchten Gegend, z. B. Messina, wo 70 000 Menschen in wenigen Minuten einen qualvollen Tod fanden und Hunderttausende in tiefste Trauer gestürzt wurden. Oder sieh Dir ein Überschwemmunggebiet an, z. B. in China, wo Tausende von Leichen die Luft verpesten und ungezählte Menschen in größtes Elend gestürzt werden. Oder endlich schau die verhungerten Gesichter so mancher schuldloser Kinder an, deren Anblick einem das Herz zerspringen läßt, und wo man sogar mit Einsatz seines Lebens helfen möchte, und dann sage mir, wo bleibt jene berühmte, von Christus gepredigte Vorsehung, die hier helfen müßte, auch helfen könnte, aber in Wirklichkeit nicht einen Finger rührt.

Nichtwahr, mit demselben, ja vielleicht noch viel mehr Recht, mit dem Christus von seinem Vater sagte: daß er seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse (weil es wirklich nicht anders geht), und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte (weil auch das nicht anders möglich ist), hätte er sagen können: der die ganze Menschheit in der Sündflut einst mitleidlos ersäufte, der allerorts wahl-

los furchtbare Plagen sendet, die die Menschen wie Fliegen dahinraffen, ohne daß er es hindert, der endlich die große Masse der Menschheit nach einem kurzen Eintagsleben mit weiser Vorsehung zu ewiger unaussprechlicher Höllenqual verurteilt und so sein wahres Gesicht zeigt. — Das hätte freilich ein ganz anderes Bild — aber ein wirkliches — von jenem himmlischen Vater und seiner göttlichen Vorsehung gegeben. Nur hätte es schlecht in die Religion Christi gepaßt.

Vielleicht wird jemand einwenden, daß die göttliche Vorsehung eben deshalb nicht immer eingreift, weil sonst die Menschen sich allzusehr auf sie verlassen und sich um nichts mehr kümmern würden. — Aber hat nicht Christus gerade diese Art von göttlicher Vorsehung gepredigt? Und dann, wenn es überhaupt eine Vorsehung im Sinne Christi gäbe, so müßte sie doch zum mindesten da eingreifen, wo menschliche Hilfe nicht mehr möglich ist; müßte wenigstens dann ihre Existenz beweisen, wo alle Welt es erwartet. Was aber sehen wir? Wir sehen, daß in Wirklichkeit die Vorsehung überhaupt nicht eingreift, um die Menschen vor Naturereignissen zu schützen, die nach der gleichen Lehre von derselben Vorsehung geschickt werden. Und wir sehen ferner, daß diese Tatsache im schärfsten Widerspruch mit der Lehre Christi einerseits und mit unserm Denken und Empfinden anderseits steht. Seien wir doch nicht gar so blind und so verhärtet in Auffassungen, die einander aufs klarste widersprechen: die göttliche Vorsehung soll die Naturereignisse schicken, die göttliche Vorsehung müßte nach Christi Lehre uns behüten, die göttliche Vorsehung allein könnte Rettung senden, tut es aber nicht und ist und bleibt trotz alledem die gütige, göttliche Vorsehung, die uns nährt, kleidet und behütet — vielleicht weil sie uns persönlich das Gegenteil noch nicht bewiesen hat. Heißt das nicht die Tatsachen völlig verkennen und sie geradezu auf den Kopf stellen?

Tatsächlich ist es doch so, daß in der ganzen Natur das Recht des Stärkeren gilt — ohne irgendwelche Rücksicht, ohne Gnade und Erbarmen: Denn ich bin groß und Du bist klein.

Tatsächlich ist es doch so, daß die große Masse der Menschheit nur unter äußerster Anstrengung ihr tägliches Brot verdient und froh ist, daß sie überhaupt arbeiten darf. — An eine Sorglosigkeit für den morgigen Tag ist da gar nicht zu denken; viele, ja ungezählte Menschen haben nicht einmal für den heutigen Tag ihr Brot.

Tatsächlich ist es doch so, daß alle täglichen Ereignisse des Lebens sich ohne göttliche Vorsehung viel besser erklären lassen als mit ihr; und an die Anwesenheit einer Vorsehung zu glauben, die stets durch ihre Abwesenheit glänzt, ist doch wahrlich zu viel verlangt. Ich selbst wüßte nicht, daß ich auch nur irgend einmal die Hand der Vorsehung in meinem Leben beobachtet hätte, obwohl es meinerseits weder an Gebeten noch Bedürfnissen gefehlt hat.

Und schließlich ist es doch tatsächlich so, daß im Leben der Wagemutige, der Rücksichtlose, der Mann mit den zwei Ellenbogen viel weiter kommt als der Schwache und Bescheidene mit samt der göttlichen Vorsehung, die ihn ruhig untergehen läßt, wofern er nicht zur Selbsthilfe greift. Nicht umsonst hat sich das Wort gebildet: Wer sich auf Gott verläßt, ist wirklich verlassen.

Nun wird freilich gesagt, daß, wenn auch hin und wieder das Unrecht im Leben siege und schwere Plagen die Menschen heimsuchen, man doch nicht darüber die ewige Vergeltung vergessen dürfe. Wunderbarer Ausweg! Wo also die Vorsehung versagt, soll die ewige Vergeltung herhalten. Aber ist das hier zu-

gestandene Versagen der göttlichen Vorsehung nicht der beste Beweis dafür, daß die von Christus gepredigte göttliche Vorsehung überhaupt nicht existiert? Und wird es mit der ewigen Vergeltung nicht genau so bestellt sein? — Aber nehmen wir doch einmal an, es gäbe eine ewige Vergeltung, in keinem Falle kann sie das Versagen der von Christus gepredigten Vorsehung, die sich auf Nahrung, Kleidung und Behütung von Leib und Seele bezieht, irgendwie rechtfertigen.

Wozu glauben wir also noch an eine göttliche Vorsehung, da es doch gar keine gibt?! Aber das ist es: wir sind von Jugend auf in jenen Einbildungen erzogen, von denen andere Völker nichts kennen. Hier zum Beispiel, in Südamerika und in fast allen lateinischen Ländern, obwohl sie doch durchweg katholisch sind, kümmert sich fast die gesamte Männerwelt nicht im geringsten um die göttliche Vorsehung, von der sie übrigens kaum den Namen kennt. Ist es doch fast nur in Deutschland, wo man diese Dinge und den Katholizismus überhaupt ernst nimmt; diese Erfahrungen wird jeder Auslandskenner bestätigen. — Wir haben von jeher und in allen Dingen das Walten der göttlichen Vorsehung ehrfurchtvoll gesucht und gefunden und uns ihren Anordnungen schweigend gefügt. Begreiflicherweise fällt es da jetzt so unendlich schwer, umzudenken und sich von diesen Gewohnheiten freizumachen. Vielleicht sogar haben wir Furcht, es möchte die göttliche Vorsehung uns strafen, wenn wir nicht an sie glauben. — Alles Torheit, Wahn und Einbildung! Wäre doch letzten Endes die sogenannte göttliche Vorsehung selber daran schuld, daß man vernünftigerweise nicht an sie glauben kann. Als moderne Menschen aber müßten wir uns mit aller Entschiedenheit von dieser geistigen Kinderkrankheit freimachen, die nur zu tatlosem Fatalismus führt und nur für Leute geeignet ist, die ein bequemes Leben führen.

Die göttliche Vorsehung, die das Haar auf unseren Häuptern zählt, ohne die kein Sperling vom Dache fällt, ist ein Irrtum Christi, der als Gegenbeweis gegen seine Gottessohnschaft noch schwerer wiegt als seine unhaltbaren Morallehren, auf die hier nicht eingegangen werden soll.

Die Lebenserfahrung jedes Einzelnen genügt also, um Christum zu widerlegen. Ein allmächtiger Gott, der tatsächlich die Ereignisse dieses Sternes im großen und kleinen lenkte, wäre [illegible]. Der „Gottessohn" Christus irrte, d. h. die Gottessohnschaft Christi ist durch seine Irrlehre von der Vorsehung widerlegt.

Irrtümer der Lehre Christi über das Jenseits

Als Religionstifter baute Jesus naturgemäß sein religiöses System auf die Existenz einer anderen Welt auf. Die Grundbegriffe entnahm er der jüdischen Religion; doch baute er diese nicht weiter aus, sondern, wie er den jüdischen, äußeren Kult abschaffte, so änderte er auch fundamentale Begriffe dieses Kultes.

Als wichtigste Neuerung auf diesem Gebiete kann man die Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und die Vergeltung von Gut und Böse in der anderen Welt bezeichnen. — Zwar glaubten auch die Pharisäer an die Fortdauer der Seele, aber die Sadduzäer, eine fast ebenso mächtige jüdische Sekte, leugnete diese, und zwar unter Berufung auf die Bibel. In der Tat finden sich, namentlich in den Psalmen, eine ganze Reihe von Aussprüchen, in denen ein Fortbestehen der Seele nach dem Tode einfachhin geleugnet wird. —

Im Jahre 1915 hatte ich nach jahrelanger Arbeit eine Psalmenübersetzung aus dem hebräischen Text hergestellt und dabei den ursprünglichen Sinn vieler, heute noch völlig mißverstandener Stellen aufgedeckt. Dabei stellte sich heraus, daß die große Mehrzahl der Psalmen von einem Menschen sprechen, der sich gerecht dünkt, aber von Leiden, Krankheiten oder Verfolgungen geplagt wird, und nun unter ständiger Berufung auf seine Gerechtigkeit, Gesetzesliebe und Frömmigkeit — hin und wieder gesteht er auch eine gewisse persönliche Schuld — von Gott verlangt und erhofft, daß er ihn vom Tode bewahre, ihn über seine Feinde triumphieren lasse, und diese vernichte und bestrafe. Dabei spiegelt sich in diesen Psalmen die von Paulus im Hebräerbriefe (2, 15) gekennzeichnete, große Furcht der Juden vor einem frühzeitigen Tode deutlich wieder. Alles, nur noch nicht sterben, das ist der Jammerruf des Psalmisten: „Erbarme Dich meiner, Herr, denn ich bin krank. Heile mich, denn meine Gebeine sind aufgerieben." (Ps. 6.) „Meine Kniee sind schwach." „Denn von den Toten lobt Dich niemand; und wer in der Unterwelt preist Deinen Namen?" (Ps. 6.) „Die Toten loben Dich nicht, o Herr, noch irgend wer von denen, die zur Unterwelt hinabfuhren." (Ps. 113.) „Wirst Du etwa den Toten Deine Wunderwerke zeigen? Oder werden Ärzte sie erwecken, daß sie Dich preisen? Wird jemand im Grabe Deine Barmherzigkeit rühmen, und Deine Treue in der Verwesung? Wird man im Tode Deine Wundertaten erkennen und Deine Gerechtigkeit im Lande des Vergessens?" (Ps. 87.) Mit anderen Worten: gemäß dem Psalmisten ist mit dem Tode alles aus. Obgleich gerade die Psalmen die schönste Gelegenheit boten, den gläubigen Juden mit den Freuden der Ewigkeit über die Leiden dieser Zeit zu trösten und die Hoffnung auf ein ewiges Leben auszusprechen, gibt es — und das kann ich auf Grund einer genauen Übersetzung der Psalmen versichern — in den ganzen Psalmen keine einzige Stelle, die den Glauben an ein ewiges Leben auch nur andeute. Dagegen wird häufig genug zum Ausdruck gebracht, daß über den Tod hinaus nichts zu erhoffen ist. Gerade das war der Grund, weshalb ich es nicht wagte, meine Psalmenübersetzung einer bischöflichen Behörde zu der erforderlichen Begutachtung vorzulegen. Nicht nur hätte ich diese nicht erhalten, sondern die Übersetzung hätte mich auch meinen Beruf gekostet, da man mich nicht zur Priesterweihe zugelassen hätte. Aus Schmerz zerriß ich damals die ganze Übersetzung und wandte mich dem Studium des Neuen Testamentes zu. — Mit Recht wird mancher sich verwundert fragen, wie es komme, daß, obwohl doch die Psalmen täglich von allen katholischen Priestern im Brevier gebetet werden, diese sich nicht Rechenschaft von der Leugnung des Jenseits gegeben haben? Indes ist die lateinische Übersetzung der Vulgata, ganz besonders der Psalmen, derartig schlecht und irreführend, daß man den wahren Sinn des Textes selten richtig, meist falsch, und fast immer überhaupt nicht versteht. Und gar den Zusammenhang der Verse untereinander zu erfassen, ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Der heilige Hieronymus mag zwar für seine Zeit eine ganz erhebliche Arbeit mit der Übersetzung der Bibel ins Lateinische geleistet haben; im Grunde genommen aber hat er den hebräischen Text im wahren Sinne des Wortes ins Lateinische wortwörtlich hinübergeprügelt. Was Wunder, daß man ein derartiges lateinisches Kauderwelsch nicht verstehen kann. Und da unter den Theologen nur ganz wenige sich befinden, die den griechischen oder gar hebräischen Text (der griechische Text ist nicht viel besser als der lateinische) verstehen, so wird man verstehen, daß die Geistlichen beim Breviergebet den Sinn gar nicht erfassen. Überdies wird das Brevier von fast allen Geistlichen geradezu herunter-

gerasselt. Um es halbwegs mit Sinn zu beten, müßte man wenigstens drei Stunden gebrauchen; jedoch wird kaum jemand mehr als eine Stunde darauf verwenden. Somit gehört das Brevier zu jenen Gebeten, von denen Christus einst sagte: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit von mir.“ Endlich ist zu bedenken, daß kein Geistlicher auch nur vermutet, daß im Alten Testamente der Glaube an ein Jenseits einfach geleugnet wird. Da nach dem Dogma der katholischen Kirche das Alte Testament ebenso inspiriert und ebenso irrtumlos ist wie das Neue Testament, so würde die eine Tatsache der Leugnung eines anderen Lebens im Alten Testament genügen, nicht nur das Dogma der Inspiration und Irrtumslosigkeit, sondern auch der Unfehlbarkeit der Kirche endgültig abzutun. Aber da solche Fragen während der theologischen Studien gar nicht behandelt werden und der lateinische Text eine klare Erfassung des Sinnes jener Stellen nicht zuläßt, so kommt man als Geistlicher überhaupt nicht dazu, über solche Dinge nachzudenken und ihre Tragweite zu erfassen. Es wäre mir ein Leichtes, eine ganze Anzahl von Stellen des Alten Testamentes hier aufzuführen, in denen das Jenseits in gleicher Weise verneint wird, wie in den Psalmen. Doch glaube ich, daß die angeführten Texte vollauf genügen.

Wie nun Jesus dazu kam, im Gegensatz zum Alten Testamente den Glauben an ein ewiges Leben und eine ewige Vergeltung zu verkünden, steht nicht ganz fest, ist aber auch für uns bedeutunglos. Ein Glück für ihn, daß die damals herrschende Kaste der Pharisäer ebenfalls das Fortbestehen des Menschen nach dem Tode annahm; sonst hätte Christus wohl schon eher den Tod gefunden. Auf jeden Fall aber sei hier festgestellt, daß Christus sich durch diese Neuerung bewußt oder unbewußt in diametralen Gegensatz zu der ausdrücklichen Lehre des Alten Bundes setzte. Die Herren Theologen mögen uns nun sagen, wie diese Tatsache mit den Dogmen von der Irrtumslosigkeit der Schrift und ihrer Inspiration durch den Heiligen Geist zu vereinbaren ist.

Bezüglich der Vergeltung von Gut und Böse nach dem Tode sahen wir bereits im zweiten Kapitel, daß die Apostel weder ein besonderes Gericht nach dem Tode, noch ein Fegefeuer kannten; dagegen glaubten, daß jene Vergeltung erst am jüngsten Tage nach der Wiedererweckung aller Toten stattfinden werde. Diese Lehre hatten sie von Christus übernommen, der bei jeder Gelegenheit sie verkündete und dabei die Vergeltung stets für den Tag seiner Wiederkunft festsetzte: „Alsdann gehen die Bösen ein in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben.“ (Matth. 25, 46.) Würde nun, wie die Theologen behaupten, gleich nach dem Tode ein besonderes Gericht abgehalten werden und alsdann der Mensch entweder zur ewigen Seligkeit zugelassen oder auf ewig zur Hölle verdammt werden, so wäre ja das jüngste Gericht vollkommen überflüssig. Oder glaubt jemand, es sei Christo um den feierlichen Pomp zu tun, den er für seine Wiederkehr verheißen hatte? — Mir scheint, daß auch die größte Feierlichkeit wenig Eindruck auf die Verdammten machen würde, die bereits einige Jahre oder Jahrhunderte in der Hölle gebrannt hätten. Da übrigens die Verheißung von der Wiederkunft und dem jüngsten Gerichte sich nicht erfüllt hat, sollte man sie endgültig fallen lassen und sie als das betrachten, was sie war: ein moralisch höchst minderwertiges Mittel für Proselytenmacherei.

Um aber auf das besondere Gericht nach dem Tode zurückzukommen, so hat dieses noch viel weniger Sinn als das jüngste Gericht. Denn erstens: wie sollen Verstorbene ohne Leib Feuerschmerzen empfinden? Physiologisch und psychologisch stehen wir da vor einem neuen Rätsel, das nur durch ein ständiges, millionenfach

sich wiederholendes Wunder gelöst werden könnte. Zweitens: wenn die Majestät des Todes uns Menschen schon alles vergessen läßt, was der Tote in seinem Leben Übles tat, und wir ihm verzeihen, wie viel mehr müßte dann das auch der „Vater des Erbarmens und Verzeihens" tun, der „seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse" und der von Christus stets als Beispiel des Verzeihens angeführt und gepriesen wird. Drittens aber, und das ist das Entscheidendste, weder Christus noch die Apostel haben irgendwo ein besonderes Gericht nach dem Tode oder gar ein Fegefeuer auch nur angedeutet. Wir stehen hier vor einer rein theologischen Erfindung, die sich gebildet hat, als Christi Wiederkunft sich mehr und mehr verzögerte und die sich zu einem äußerst einträglichen Geschäfte für die Kirche gestaltete durch die sogenannten Seelenmessen, Stiftungmessen, Jahresgedächtnisse, Gregorianischen Messen etc., die der Kirche täglich gewaltige Einnahmen bringen. Dabei steht hier die theologische Auffassung, die die Darbringung jener Messen rechtfertigen sollte, in offenem Widerspruch mit der Lehre Christi und der Apostel, wie wir bereits gesehen haben. Anderseits aber steht die Lehre Christi von der ewigen Vergeltung in krassem Widerspruch mit der Vernunft und vor allem mit der Gottesidee, wie wir nunmehr sehen werden.

Die Lehre Christi über die ewige Vergeltung weist zunächst ein geradezu unglaubliches Mißverhältnis zwischen Sünde und Strafe auf. So behauptet Christus: „Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr, der wird des höllischen Feuers schuldig sein." (Matth. 5, 22.) Wer auch nur einen Augenblick die Größe der ewigen Höllenstrafe sich vergegenwärtigt, muß sich sagen, daß nur ein Henker [illegible] eine derartige Strafe über ein so geringes Vergehen verhängen könnte. Auch an anderen Stellen bekundet Jesus die gleiche, übertriebene Strenge. So, wenn er im Gleichnis vom Gastmahl einen Hochzeitgast erscheinen läßt ohne das offizielle Hochzeitgewand und der Gastgeber, sich darüber beleidigt fühlend, den Gast an Händen und Füßen binden und in die äußerste Finsternis werfen läßt, „wo Heulen und Zähneknirschen sein wird". (Matth. 22, 13.) Desgleichen wird oder will Christus bei seiner Wiederkunft den Verdammten, die ihn wegen der Ursache ihrer Verdammung fragen, also antworten: „Denn ich war hungrig, und Ihr habt mich nicht gespeist; ich war durstig, und Ihr habt mich nicht getränkt; ich war fremd, und Ihr habt mich nicht beherbergt; ich war nackt, und Ihr habt mich nicht bekleidet ... Wahrlich ich sage Euch, was Ihr einem dieser meiner geringsten Brüder nicht getan habt, das habt Ihr mir nicht getan. — Und alsdann gehen diese ein zur ewigen Strafe, die Frommen aber zum ewigen Leben." (Matth. 25, 31.) Ich meine nun, wenn es ein höchstes Wesen mit höchster Gerechtigkeit gibt, und dieses höchste Wesen tatsächlich eine ewige Vergeltung angeordnet hätte, so würde die Strafe auch im genauesten Verhältnisse zur Sünde stehen müssen, wenn anders jenes Wesen Anspruch auf Gerechtigkeit machen wollte. Es ist daher vollkommen unbegreiflich, daß Gott für zeitliche Vergehen eine ewige Höllenstrafe angesetzt haben soll, und in jedem Falle besteht hier ein derartiges Mißverhältnis zwischen Sünde und Strafe nach der Lehre Christi, daß wir diese als unvereinbar mit der Gottesidee und Gottes Gerechtigkeit bezeichnen müssen. Es handelt sich daher auch hier um eine der vielen Übertreibungen, die Christus sich zu schulden kommen ließ und die daher zurückzuweisen ist.

Die Lehre Christi von der ewigen Vergeltung stellt ferner eine völlige Entwürdigung der Tugend dar. In der Tat, welchen Wert könnte eine Tugend noch besitzen, die nur deshalb Tugend ist, weil man alsdann später in den Himmel

kommt und nicht zur Hölle verdammt wird. Wer nicht soviel geistiges Rückgrat besitzt, daß er aus sich selbst heraus die allgemeinen Lebensnormen beobachtet, und nur aus Sorge um den Himmel und Angst vor der Hölle aus der Not eine Tugend macht, hat überhaupt keine Tugend. Übrigens habe ich sowohl an mir selbst, als auch an anderen, namentlich im Beichthören die Erfahrung gemacht, daß kaum jemals der Gedanke an den Himmel oder an die Hölle uns von einer Sünde abschreckt oder zur Tugend antreibt. Fast ausnahmslos bewegen uns nur zeitliche (persönliche oder sachliche) Rücksichten und Erwägungen, wenn wir den Leidenschaften widerstehen oder Gesetzesnormen nicht übertreten. Wir befinden uns also in einem Zwiespalt. Wenn wir nämlich die Tugenden nicht ausüben wegen der ewigen Vergeltung, so haben sie keinen religiösen Wert; üben wir sie dagegen eben wegen der ewigen Vergeltung aus, so sind sie in sich wertlos. Es sei daher meinen werten Lesern überlassen, sich aus diesem Zwiespalt herauszuziehen.

Die Lehre Christi von der ewigen Vergeltung ist schließlich eine geradezu abnorme Ungeheuerlichkeit, wenn man die Zahl der Auserwählten mit jener der Verdammten vergleicht. Nach Christi Lehre werden nur seine Anhänger gerettet, während die verstockten Juden und götzendienerischen Heiden samt und sonders verloren gehen. Christus selbst, erschreckt über die geringe Zahl der Auserwählten, ruft aus: „Tretet ein durch das enge Tor; denn weit ist das Tor und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele betreten ihn; aber enge ist das Tor und schmal der Weg, der zum Leben führt, und nur wenige finden ihn." (Matth. 7, 13.) Nun überlege man einmal in aller Ruhe, was es bedeutet. Nimmt man an, daß die Menschheit seit etwa hunderttausend Jahren über die ganze Erde verbreitet und setzt voraus, daß die Mehrzahl der Juden und Christen gerettet würden, so dürfte die Zahl der Auserwählten kaum 1 % der ganzen, bisherigen Menschheit bilden, während alle übrigen Menschen zu der sogenannten massa damnata gehören, das heißt, auf ewig verdammt werden. Eine Ausnahme sollen nach dieser Lehre nur die ohne Taufe gestorbenen Kinder bilden, die noch keine persönliche Schuld begingen, und über deren Aufenthaltsort in der anderen Welt die Theologen sich die Köpfe zerbrochen haben; zumal niemand weiß, welchen Lebenszweck diese Wesen in der anderen Welt erfüllen könnten. Wäre es aber angesichts des gewaltigen Mißverhältnisses zwischen Geretteten und Verdammten nicht viel besser, es gäbe überhaupt keine ewige Vergeltung und kein Jenseits?

Aber nach theologischer Auffassung ist die Sachlage noch weit schlimmer. Christus soll nämlich gesagt haben: „Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt" (Matth. 20, 16; 22, 14.), sodaß, wie die Theologen lehren, selbst von den Christen nur wenige zur ewigen Seligkeit gelangen, indem zwar alle Christen berufen seien, jedoch nur wenige ihr Ziel erreichen. — Die Theologen mögen darin insofern recht haben, als die heutigen Christen moralisch kaum die Heidenwelt übertreffen dürften, vielleicht sogar noch viel tiefer stehen als diese. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage sind somit die Theologen zu dem Schluß gekommen, daß von den Christen nur wenige selig werden. — Indes haben die Theologen hier insofern unrecht, als jene Worte Christi einen ganz anderen Sinn haben, indem sie in Wirklichkeit bedeuten: Viele sind zum Reiche Gottes, d. i. zur Kirche Christi berufen, aber nur wenige Auserwählte, d. i. nur wenige Juden, die das auserwählte Volk Gottes waren. Demnach handelt es sich hier nicht im mindesten um die Zahl der Auserwählten; vielmehr besagt jenes Wort,

daß zwar viele Völker in die Kirche Gottes eintreten werden (berufen sein und hineingelangen, war damals gleichbedeutend, wie namentlich aus Paulus hervorgeht), jedoch nur wenige Juden, wie es auch tatsächlich der Fall war. — Es ist der gleiche Gedanke, den Christus bei Matth. 21, 43 ausspricht: „Das Reich Gottes wird von Euch genommen und einem anderen Volke gegeben werden"; oder Matth. 8, 11: „Viele werden vom Aufgang und Niedergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen; die Kinder des Reiches hingegen werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen, dort wird Heulen und Zähneknirschen sein." Es ist also die Verwerfung der Juden und die Berufung der Heiden hier gemeint, wie Paulus sie im Römerbriefe (Kap. 9—12) eingehend behandelt, und wie auch der Urtext jener Worte so schlagend beweist, daß man sich vergeblich fragt, wie man theologischerseits das verkennen konnte. Und nun sollte man einmal die Predigtliteratur nachlesen, um sich ein Bild davon zu machen, wie die Prediger aller Zeiten jenes Wort, seinen wahren Sinn vollkommen verkennend, mißbraucht haben, um damit die Christenheit in Angst und Schrecken zu treiben und Ungezählte zur Verzweiflung brachten, sodaß sie im Irrenhaus oder mit Selbstmord endeten.

Aber wenn wir auch von diesem theologischen Irrtum absehen, ist und bleibt ein derartiges Mißverhältnis zwischen der Zahl der Auserwählten und Verdammten bestehen, daß wir eine solche Ungeheuerlichkeit rundweg ablehnen müssen, mag Christus auch tausendmal eine ewige Hölle für all seine Gegner gepredigt haben. — Man denke nicht, daß ich hier pro domo spreche und mir daran läge, die Hölle zu leugnen. Seitdem mir die Augen aufgegangen sind, habe ich meine Rechnung mit Himmel und Hölle endgültig abgeschlossen und verbringe bestimmt keine unruhige Nacht darüber, in welchen Höllenschlund man mich dereinst hineinsteckt, obgleich man katholischerseits es mir gewiß nicht an diesbezüglichen Segenswünschen fehlen lassen wird. Mich beseelt nur der eine Wunsch, den ganzen Widersinn, der aus obigen Lehren spricht, vor aller Welt aufzudecken, auch auf die Gefahr hin, meine Höllenglut um einige tausend Grade zu erhöhen. Übrigens würde ich mich im Himmel auch nicht ganz wohl fühlen, da mir die Gesellschaft nicht zusagt. Auch kann ich keinen Knoblauchgeruch vertragen. Und wenn ich erst wüßte, daß irgend jemand von denen, die mir im Leben lieb und teuer waren, auf ewig in der Hölle brennt, während ich ewige Wonnen und Seligkeiten schlürfe, so würde mir das den Appetit verderben. Man muß schon Theologe sein, um bei einem solchen Bewußtsein noch in Himmelsgenüssen schwelgen zu können. Habeant sibi!

Wir kommen nun zu der Engel- und Teufellehre Christi. Altes und Neues Testament kennen Schutzengel und andere Engel, sogar mit Namen. Und die katholischen Theologen wissen von neun Chören seliger Geister zu erzählen, von denen sie sogar ihre Namen kennen. Christus nahm die Engellehre des Alten Bundes ebenfalls in seine Religion auf: „Seht zu, daß Ihr keines dieser Kinder verachtet, denn ich sage Euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters." (Matth. 18, 10.) Vielleicht haben wir auf Grund dieser Äußerung Christi früher als Kinder gebetet: Abends wenn ich schlafen geh', laß 14 Englein um mich steh'n: zwei zu meinem Haupte, zwei zu meinen Füßen etc. ... Man sieht, die christliche Phantasie hat in Übertreibungen Schule gemacht. Es ist ja auch sehr niedlich zu glauben, daß man einen Schutzengel bei sich habe, der, obwohl er die ewige Seligkeit genießt, trauert wenn man sündigt, und sich freut, wenn man Gutes tut. Und es ist auch sehr symbolisch gedacht,

wenn man diesen Schutzengel mit dem Teufel um eine Seele Schach spielen sieht. — Aber wollen wir denn nie aus diesen Geschichten erwachen und uns einmal ernstlich fragen: wie man sich denn eigentlich denkt, daß ein Engel uns ständig begleite, uns ermahne und behüte, wo doch weder philosophisch noch erfahrunggemäß derartige Anschauungen aufrecht zu halten sind. Würden wir uns selbst gegenüber ehrlich sein, so müßten wir gestehen, daß wir nur soviel Schutzengel haben, als wir uns selber schützen. Wer dagegen die Gefahr liebt, kommt darin um. Und wenn wir sehen, daß heute dem, morgen jenem ein Unglück zustößt, so können wir doch vernünftigerweise nicht annehmen, daß jene keinen Schutzengel gehabt haben, wir hingegen wohl. Analysiert man die Unglücksfälle, so findet man sehr bald ihre natürlichen Ursachen; keine fehlte, nur fehlte der Schutzengel, der das Unglück verhüten sollte; aber man fährt fort, an ihn zu glauben. Ist das Gedankenlosigkeit oder Leichtsinn oder beides?

Wo es nun Engel gibt, kann es an Teufeln auch nicht fehlen. Zur Zeit Christi gab es in Palästina derartig viele Teufel, daß einem Angst und Bange wird — weniger zwar um die damaligen Einwohner Palästinas, als um die Glaubwürdigkeit der Evangelisten. Ist es doch geradezu unbegreiflich, daß ausgerechnet damals, zur Zeit Christi, und ausgerechnet in Palästina eine so große Menge von Besessenen gehaust haben soll, während weder die heidnischen Völker der damaligen Zeit noch wir eine derartige Epidemie kennen gelernt haben. Solche Gespenster- und Spukgeschichten sind doch nur dazu angetan, die Glaubwürdigkeit der Evangelien zu belasten, um nicht zu sagen, zu untergraben. — Überdies, wenn es wirklich Teufel gibt, die in der Hölle brennen, so wird doch heute wohl niemand mehr glauben machen, daß diese in völlig sinn- und zweckloser Weise, trotz ihrer Höllenqualen in die Menschen fahren würden und zum Zeitvertreib noch darauf sinnen, welche Versuchungen sie bei Tag und Nacht uns bereiten könnten. Will man, um solche Widersprüche zu erklären, immer wieder auf Gottes Allmacht zurückgreifen und unter Androhung von Exkommunikation und ewiger Höllenstrafe den Glauben an sie dem Volke aufzwingen, so wird das nicht mehr lange dauern. Der moderne Mensch ist es satt, ausschließlich mit imaginären, widerspruchsvollen und längst überholten Kindermärchen seine religiöse Seele abspeisen zu lassen. Schiebt man all diese Einbildungen, als da sind: Vorsehung, Heiligenhilfe, Engelschutz und Teufelsgeschichten beiseite, so liegen einem des Lebens Rätsel spiegelklar vor Augen und man wundert sich, wie man an derartige Wahndinge hat glauben können.

Als ich noch Priestertumskandidat war, hatte ich, wie für mein Alter ganz natürlich, unter Erregungen sexueller Art zeitweise sehr viel zu leiden. Jahrelang versuchte ich es mit Gebeten, täglichen Beichten, Kommunionen und sogar häufigen Selbstgeißelungen, Anwendung von Cilicien (Bußhemden aus Draht) etc., da ich um keinen Preis unterliegen und meinen Beruf nicht verlieren wollte. Schließlich wurde ich krank darüber und mußte ein Jahr lang meine Studien unterbrechen. Aber alles half nichts! Natürlich! Es regte sich die jugendliche Kraft in mir und verlangte ihr Recht, was mich namentlich des Abends am Einschlafen hinderte. — Da nahm ich eines Tages meine Zuflucht statt zum Rosenkranz etc. zu einem Schlafmittel, es war Bromural. Und siehe da: was kein Gebet und keine Abtötung und keine geistige Disziplin vermochte, brachte Bromural fertig. Meine Nerven beruhigten sich, ich schlief wie ein Dachs — seit langer Zeit zum ersten Mal. Wo aber bleiben da Teufel, Kraft des Gebetes, Heiligenhilfe, Schutzengel etc. etc.? Wirkliche Hilfe hat mir doch nur jenes Beruhigungmittel

gebracht, nicht jene religiösen Hilfen, die es ruhig zuließen, daß ich körperlich und seelisch immer mehr geschwächt wurde.

Die Lehre vom Jenseits, von Schutzengeln und Teufeln, die Christus bietet, ist so reich an sinnfälligen Irrtümern, daß auch sie nur allzu geeignet sind, die Gottessohnschaft Christi zu widerlegen.

Die Gottheit* Christi im Lichte des Neuen Testamentes

Die Frage der Gottheit Christi wird noch ihre gründliche Lösung finden. Aber wir sehen bereits, daß die Wunder uns seine Gottheit nicht beweisen können und Irrtümer seiner Lehre den Gegenbeweis liefern. So möge nun noch beleuchtet werden, was denn das Neue Testament selbst uns über die Gottheit Christi berichtet, ehe wir sehen, wie Christus die Lehre seiner Gottessohnschaft stürzt.

Die Beweisgründe für seine Gottheit: Glaubwürdigkeit der Evangelien und Göttlichkeit der Wunder und Lehren Christi sind nicht stichhaltig, ja sie enthalten sogar vieles, was gegen Christi Gottheit sprechen.

Wir werden uns nun mit den Aussprüchen Christi und der Apostel über sein Wesen zu befassen haben, um zu sehen, ob und inwiefern diese eine wirkliche Gottheit für Christus beanspruchen oder nicht. Wir setzen dabei voraus, daß Christus all jene Aussprüche, die von den Evangelisten ihm in den Mund gelegt werden, wirklich getan hat, obgleich das bezüglich des vierten Evangeliums schwer zu glauben ist, da Johannes — wie auch die katholischen Theologen gestehen — es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Göttlichkeit Christi in Wort und Tat zu schildern, so daß dieser Apostel in ganz hervorragendem Maße zur Ursache der Apotheose Christi geworden ist. Dadurch wurde natürlich sein Evangelium ebenso tendenziös gefärbt, wie das des Matthäus, was seine Glaubwürdigkeit selbstverständlich höchst fraglich gestaltet. — Trotzdem wollen wir hier für einen Augenblick annehmen, Christus habe all jene Aussprüche über sein Wesen getan; wir werden alsdann sehen, daß sie weder eine wirkliche Göttlichkeit der Person Christi zulassen, noch von Christus und seinen Aposteln so aufgefaßt wurden.

Betrachtet man nun die Gesamtheit der Äußerungen des Neuen Testamentes über das Wesen Christi, so lassen sie sich in zwei Gruppen scheiden: erstens in solche, in denen, wenigstens scheinbar, eine mehr oder minder völlige Gottgleichheit Christi behauptet wird; und zweitens in solche, in denen zweifelsohne die Unterordnung Christi unter Gott hervorgehoben wird.

Zu der ersten Gruppe gehören vor allem folgende Aussprüche, die dem Johannesevangelium entnommen sind: „Ehe Abraham ward, bin ich." (Joh. 8, 58.) — „Nun verherrliche auch Du mich, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt war." (Joh. 17, 5.) Beide Aussprüche betonen die vorweltliche und überweltliche Existenz Christi. Noch weiter gehen folgende Worte: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater." (Joh. 14, 9.) — „Ich und der Vater sind eins." (Joh. 10, 30.) — „Alles, was der Vater tut, das tut gleichfalls auch der Sohn." (Joh. 5, 19.) — „Denn (Vater), alles was mein ist, ist Dein;

*) Unser Nachweis, daß der juden-christliche Gottesbegriff ein Irrtum sei, wird im Anhang gebracht, da er uns zu sehr auch mit dem alten Testament beschäftigt und die Gottessohnschaft Christi nur mittelbar widerlegt.

und was Dein ist, ist mein." (Joh. 17, 10.) — Zweifelsohne ist in diesen Aussprüchen eine derartige Einheit mit Gott ausgesprochen, daß man sie nicht nur als Willenseinheit, sondern auch als Wesenseinheit mit Gott auffassen möchte.

Diesen Äußerungen Christi stehen aber eine gleich große Zahl solcher Worte gegenüber, in denen in mindestens ebenso klarer Weise gesagt wird, daß Christus an Wissen, Macht und Wesen Gott untergeordnet ist. Wir sahen bereits, daß Christus bezüglich seiner Wiederkunft sagte: „Über jenen Tag und jene Stunde weiß niemand, nicht einmal die Engel im Himmel, auch nicht der Sohn." (Matth. 24, 36; Mark. 13, 32.) Hier legt sich Christus selber ein nur beschränktes Wissen bei, und das von Dingen, die, wenn er Gott wäre, er unbedingt wissen müßte. — An anderer Stelle legt er sich selber auch eine nur beschränkte Macht bei. Als nämlich die Mutter der Söhne des Zebedäus, die seine Jünger waren, ihn bat, er möchte doch dafür Sorge tragen, daß ihre Söhne am Tage seiner Wiederkunft zu seiner Rechten und Linken sitzen würden, antwortete ihr Christus: „Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu gewähren, ist nicht meine Sache, sondern wem es von meinem Vater bestimmt ist, dem gebührt es." (Matth. 20, 23.) — Auch an anderer Stelle bekundet Christus, daß seine Macht beschränkt ist: „Ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat." (Joh. 6, 38; 5, 30.)

Endlich betont Christus auch die Unterordnung seines Wesens unter Gott. So, wenn er sagt: „Ich werde hinaufsteigen zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu meinem Gott und zu Eurem Gott." (Joh. 20, 17.) — Christus erkennt also an, daß auch er einen Gott über sich weiß, der ebenso gut sein Gott ist, wie jener der Jünger. Auch das Wort Christi am Kreuze: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" (Matth. 27, 46) bekundet, daß Christus Gott als über sich stehend anerkannte. Und wenn er sogar in ganz allgemeiner Form erklärt: „Der Vater ist größer als ich" (Joh. 14, 28), so ist eine Gottgleichheit für immer ausgeschaltet.

Von den Aposteln hat wohl am klarsten Paulus die Unterordnung des Wesens Christi unter Gott ausgesprochen, indem er sagt: „Nachdem ihm (Gott) aber alles unterworfen ist, wird auch er selbst, der Sohn, sich dem unterordnen, der alles ihm untergeordnet hat, auf daß Gott allein alles in allem sei." (1. Kor. 15, 28.) — Das heißt mit anderen Worten, daß nach dem jüngsten Tage Christi Aufgabe und Christi Herrschaft zu Ende ist, weil er alsdann alle Feinde Gottes ihm unterworfen hat, und dann wird nur noch Gott als einziger herrschen, nicht mehr Christus. Hätte man klarer die untergeordnete Stellung Christi und seine Nichtgöttlichkeit zum Ausdruck bringen können?

Wir sehen also klar und deutlich zweierlei Arten von Aussprüchen im Neuen Testamente vor uns: solche, die Christi Gottgleichheit zu betonen scheinen, und solche, die seine Unterordnung unter Gott rückhaltlos anerkennen. Wie ist dieser Widerspruch und diese Schwierigkeit zu lösen?

Die katholische Theologie hat eine sehr einfache und fast einleuchtende Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs darin gefunden, daß sie sagt, Christus habe zwei Naturen gehabt, eine göttliche und eine menschliche. Und so habe er einmal im Sinne seiner göttlichen Natur, dann wieder im Sinne seiner menschlichen Natur geredet. Ein Gleiches hätten natürlich auch die Apostel getan, wenn sie von Christus sprachen. Diese Lösung ist indes unhaltbar und zwar aus den verschiedensten Gründen. Zunächst enthält sie einen logischen Widerspruch in sich. Denn angenommen auch, Christus habe zwei Naturen besessen, eine göttliche

und eine menschliche, so hatte er doch nur eine Person, wie auch die katholischen Theologen zugestehen, und das Dogma lehrt. Und diese Person war, wie das gleiche Dogma sagt die zweite Person in der Gottheit. Diese war sein „Ich". Demnach mußte das, was Christus von sich sagte, von seiner Person gelten. Und wenn er dieser Person Beschränktheit in Macht und Wissen beilegte und sie Gott in jeder Beziehung, vor allem im Wesen unterordnete, so ist das ein klarer Beweis dafür, daß Christus weder Gott war, noch Gottgleichheit besaß. — Es ist ferner nicht anzunehmen, daß Christus in doppelzüngiger Weise den Juden einmal gesagt habe, er sei Gott; und ein andermal wieder, er sei nicht Gott — je nachdem es ihm besser ausgekommen sei. Ein derartiges [illegible]spiel wäre dem Wesen einer Gottheit völlig fremd, ja ihrer unwürdig. — Schließlich dient eine derartige Erklärung nur dazu, die Lösung hinauszuschieben und zu erschweren, statt zu erleichtern. Man denke nur an die hieraus sich ergebende Lehre von der sogenannten Dreifaltigkeit in Gott, die ein derartiges Gemisch von unfaßbaren Dogmen, widersinnigen Glaubenslehren und unlösbaren Rätseln ist, daß man nicht herauskommt aus dem Staunen über die Kühnheit, mit der da die Theologen die Geheimnisse Gottes erforscht, entdeckt und auf ewig dogmatisiert haben. Dabei geht der Gläubige völlig leer aus, während die Herren Gottesgelehrten sich über jede dieser Fragen mit Bannflüchen und Verketzerungen bekämpfen und blutige Spaltungen unter den Menschen verursachen, und das über Dinge, die nur ein Theologe versteht oder doch zu verstehen vorgibt.

Welches ist also die wirkliche Lösung unserer Schwierigkeit? Um sie zu finden, müssen wir uns die zur Zeit Christi geläufigen Geisterlehren vor Augen halten. Darnach glaubte man damals gemeinhin, daß nicht Gott selbst die Welt erschaffen haben könne, weil die Materie ihn, den reinen Geist, verunreinigt haben würde. So habe denn Gott vorweltliche und überweltliche Mittelwesen hervorgebracht: Engel und noch höhere Geister, die ihrerseits die Welt erschaffen hätten. Jene Wesen nun, die von Gott stammten, ohne eigentlich erschaffen worden zu sein, besaßen nach jener Auffassung eine gewisse Göttlichkeit an Macht und Weisheit, und waren vor allem vollkommene Ebenbilder Gottes. — Nimmt man nun an, daß Christus sich als ein solches Wesen habe bezeichnen wollen (oder von seinen Aposteln dazu gemacht worden sei), und daß er mit dem Heiligen Geiste als einzige Wesen dieser Art gelten wollte, so sind all jene scheinbaren Widersprüche und Schwierigkeiten der Schrift mit einem Mal behoben. Man sieht alsdann, daß Christus auf der einen Seite seine vollkommene Einheit mit Gott bekunden und eine fast göttliche Weisheit, göttliche Macht und göttlichen vorweltlichen Ursprung sich beimessen konnte, auf der anderen Seite dagegen eine gewisse Unterwürfigkeit seines Wesens und Beschränktheit seiner Macht und seines Wissens mit Recht anerkannte.

Daß diese religiös-philosophischen Ideen damals den Juden bekannt waren und auf Christus angewendet wurden, läßt sich einwandfrei aus dem Neuen Testamente nachweisen. So sagt Paulus: „Auch gedenke ich Euer in meinen Gebeten, auf daß der Gott unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Herrlichkeit Euch einen weisen und einsichtigen Geist verleihe, damit Ihr ihn erkennet ... durch jenes Zeichen seiner gewaltigen Kraft, das er an Christus gewirkt hat, indem er ihn von den Toten erweckte und ihn im Himmel zu seiner Rechten setzte: hoch über alle Fürsten, Mächte, Gewalten und jegliches andere Wesen, das es nicht nur in dieser, sondern auch in der anderen Welt gibt — alles unter seine Füße ordnete und ihn zum alles überragenden Haupte seiner Kirche machte."

(Eph. 1, 17.) — Hier sehen wir außerdem, daß nach Paulus Christus alles von Gott erhalten hatte. Also besaß Christus diese Dinge weder aus sich selbst, noch besaß er sie, bevor er sie von Gott erhielt. Folglich war Christus nicht Gott. Denn Gott hat alles aus sich selbst und von Ewigkeit her. — Auch im Kolosserbriefe sagt der Apostel ganz ähnlich: „Er (Christus) ist der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Vaters, der Erstgeborene vor der ganzen Schöpfung. In ihm nämlich wurden alle Dinge, sichtbare wie unsichtbare, im Himmel und auf Erden erschaffen: Throne, Herrschaften, Fürstentümer, Gewalten, alles ist durch ihn und für ihn geschaffen worden. Auch ist er selbst früher als alles andere, und alles hat nur in ihm seinen Bestand." (Kol. 1, 15.) — Als Erstgeborener steht Christus freilich über der ganzen Schöpfung, wie der Erstgeborene bei den Juden über allen seinen Brüdern stand. Aber aus dem gleichen Grunde ist Christus als Erstgeborener ein Werk und Geschöpf Gottes und ihm untertan, wie der erstgeborene Jude seinem Vater. — Und im Philipperbriefe sagt der gleiche Apostel: „Darum hat Gott ihm (Christo) auch einen Namen gegeben, der über jeden anderen Namen erhaben ist, so daß im Namen Jesu sich beugen die Kniee aller derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind, und jede Zunge zur Ehre des Vaters bekenne, daß Jesus Christus der Herr ist." (Phil. 2, 9.) — Auch hier betont der Apostel, daß Christus seinen Namen nicht aus sich selbst, sondern von Gott erhalten habe; und was die Kniebeugung betrifft, so war sie in damaliger Zeit ein ganz allgemein üblicher Brauch, der sogar vor Königen und Kaisern angewendet wurde. — Schließlich heißt es im Hebräerbriefe: „Durch ihn (Jesus) erschuf er die Welt. Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Abbild seines Wesens, und er erhält mit seiner Macht das Weltall. Er hat auch, nachdem er das Sühnopfer für die Sünden vollbracht hat, zur Rechten der göttlichen Majestät in der Höhe seinen Sitz genommen und überragt soviel die Engel an Macht, als der Name, den er geerbt hat, sie übertrifft. Denn zu welchem Engel hat Gott je gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich Dich gezeugt?" (Hebr. 1, 2.) — Auch von Adam heißt es in der Schrift, er sei nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen: „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde." Diese Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott ist aber noch längst keine Wesensgleichheit mit ihm. Somit ist auch Christus als Ebenbild Gottes nicht deshalb auch schon wesensgleich mit Gott. Und die Bezeichnung „Gottessohn" wurde, wie die Bibel an zahllosen Stellen des Alten Testamentes bezeugt, sogar auf das Volk Israel angewendet, das häufig genug schlechthin als „Gottessohn" bezeichnet wird. Folglich bedeutet auch dieser Ausdruck keinerlei göttliches Wesen. Man muß nur alles vom Standpunkte der damaligen Zeit betrachten und darf nicht der damaligen Ausdrucksweise unsere Begriffe unterschieben. Hätten die Theologen das von jeher getan, so würden sie viele Irrtümer vermieden haben.

Aus dem Gesagten sehen wir nun, in welch innigem Zusammenhang die damalige Geisterlehre mit der Person Christi stand. Ob nun Christus selbst diese Verbindung gewollt und hergestellt habe, oder ob die Apostel es getan, ist im Grunde belanglos. Uns interessiert nur die Tatsache. Denn aus ihr ersehen wir, daß weder Christus noch die Apostel an eine wirkliche Gottheit Christi dachten, wie sie heute von den Theologen gelehrt wird. Vielmehr galt Christus als eines jener Wesen, das man als Mittelding zwischen Gott und Geschöpf glaubte, begabt mit fast göttlichem Wissen und göttlicher Macht und einer ganz besonderen Ebenbildlichkeit Gottes, so daß Christus hoch über allen Wesen dieser und der

anderen Welt stand, aber immer in Unterwürfigkeit gegen Gott und Abhängigkeit von ihm, ein gehorsamer Gottessohn, der stets und ausschließlich den Willen seines Vaters zu tun bestrebt war. Das ist das wirkliche Bild Christi, wie wir es in der Bibel sehen, ohne theologische Unterschiebungen, ohne gezwungene Erklärungen, ohne Dogmenwulst und widersinnige Spitzklügeleien.

Nun versteht man auch, weshalb die christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte: Laktantius, Hyppolitus, Origenes etc. die Gottheit Christi so wenig anerkennen, daß sie von den heutigen Theologen schlechthin als häretisch bezeichnet werden. Und man versteht nun auch, wieso im vierten Jahrhundert, als Arius die Frage der Gottheit Christi zum ersten Male in ihrer ganzen Bedeutung theologisch aufrollte, mehr als die Hälfte aller Bischöfe sich auf seine Seite stellte und von einer eigentlichen Gottheit Christi nichts wissen wollte, sodaß der heilige Hieronymus entsetzt ausrief: Et miratus est orbis, esse se arianum: Und der Erdkreis erstaunte, daß er arianisch war! Jedoch war es nur ein letztes Aufleuchten apostolischer Tradition, in dem das Unterbewußtsein der christlichen Überzeugung noch einmal Zeugnis ablegte von dem, was einst wirklich gelehrt wurde, was aber jetzt durch theologische Spitzfindigkeiten und philosophische Ummodelierung langsam aber sicher erwürgt wurde. Der frühe Tod des Arius, das Ansehen seines großen Gegners, des heiligen Athanasius, und das Übergewicht der römischen Theologen und römischen Päpste bewirkten, daß nach einem jahrhundertlangen, blutigen Kampfe der Glaube an die wirkliche Gottheit Christi der christlichen Welt aufgezwungen wurde; und es kostete ein weiteres Jahrhundert ebenso beschämender, blutiger Kämpfe gegen Macedonius und seine Anhänger, um die Christenheit auch von der Gottheit des Heiligen Geistes zu „überzeugen". Wie so manchmal, namentlich in späteren Zeiten, hatte auch hier der Grundfehler der Theologie, die Sprachweise früherer Zeiten mit späteren Begriffen zu verwechseln, den Gedanken einer gnostischen Zeit hochentwickelte, theologische Ideen zu unterschieben, ihr Ziel erreicht und das wirkliche Bild Christi gefälscht. Jedes Jahr brachte neue Dogmen über Christi Gottheit und so bildete sich allmählich der theologische Gottesbegriff der Dreifaltigkeit, von der weder die Apostel, noch die ersten Christen irgend etwas gewußt haben. Und der alte Wahrspruch der Kirche: Nihil innovetur nisi qood traditum est: Keine neue Lehre, nur apostolische Tradition!, blieb ein leerer Schall.

Nun wäre noch ein Wort über den Titel „Gottessohn" zu sagen, den Christus sich mit Vorliebe beizulegen pflegte. Er selbst hat darüber eine Erklärung abgegeben, wie sie treffender nicht sein konnte. Sie findet sich bei demselben Apostel, der wie kein anderer bestrebt war, die Göttlichkeit Christi in dem jetzt klargelegten Sinne hervorzuheben: Johannes. Aus diesem Grunde ist es doppelt wichtig, was Christus hier über die Bedeutung dieses Titels sagt. Als nämlich Jesus den Juden wieder einmal von seiner göttlichen Herkunft geredet und dabei die Worte gebraucht hatte: „Ich und der Vater sind eins!", da hoben die Juden Steine auf, um ihn wegen dieser Gotteslästerung zu steinigen. Doch Jesus kam ihnen zuvor und fragte sie: „Wegen welchen guten Werkes wollt Ihr mich steinigen?" Jene aber erwiderten: Nicht wegen eines guten Werkes wollen wir Dich steinigen, sondern wegen der Gotteslästerung, weil Du, obgleich Du nur ein Mensch bist, Dich für Gott ausgibst. Jesus antwortete ihnen: „Steht nicht in Eurer Schrift geschrieben: Ich habe gesagt, Götter seid Ihr. — Wenn nun Gott jene Götter genannt hat, an die das Wort Gottes erging, und wenn die Schrift in Erfüllung gehen muß, könnt Ihr dann dem, den der Vater geweiht und in die Welt gesandt

hat, sagen: Du lästerst Gott, weil ich sage: Ich bin Gottes Sohn." (Joh. 10, 36.) — Aus dieser Unterredung ergibt sich folgendes: erstens verneint Jesus, eine Gotteslästerung im Sinne der Juden getan zu haben, m. a. W. er hat sich hier nicht als Gott bezeichnen wollen. Zweitens weist er darauf hin, daß die Bezeichnung Gottessohn ja die Bezeichnung „Götter" auch im Alten Bunde auf Menschen angewendet wurde, ohne daß diese wirkliche Götter gewesen seien. In gleicher Weise sei auch sein Titel nicht ein Ausdruck der Gottgleichheit und somit keine Gotteslästerung. Drittens erklärt Christus hier ausdrücklich, daß sein Titel sich nur auf seine göttliche Weihe und göttliche Sendung beziehe, die er vom Vater erhalten habe. Wir sehen also, daß diese Erklärung ganz mit dem übereinstimmt, was wir vorhin über Christi Person und Wesen ausgeführt haben Zwanglos fügt sie sich in das Gesamtbild Christi, wie es im ganzen Neuen Testament gezeichnet ward.

Somit kommen wir zu dem Ergebnis, daß weder Christus noch die Apostel an eine wirkliche Gottgleichheit im Sinne der Theologie gedacht haben; sondern nur an eine Gottähnlichkeit im Sinne der gnostischen Lehre. Daß ihm jene nicht zukam, wird noch erhärtet, und daß ihm auch diese nicht gebührt, bedarf keines Nachweises, da heutigentags kein Gnostizismus existiert. Auf jeden Fall aber ist die hier gewonnene Erkenntnis ein neuer Grund, Christo jedwede Göttlichkeit abzusprechen.

Die Prophezeihung Christi von seiner nahen Wiederkunft

Wir kommen nunmehr zu dem entscheidendsten Kapitel dieses zweiten Teiles, zu dem Eck- und Prüfstein für die Person Christi und damit des gesamten Christentums.

Zwar haben wir bereits in den voraufgehenden Kapiteln gesehen, daß Christi Lehre nicht frei von großen Irrtümern ist. Da es sich indes um Dinge handelt, die mehr philosophischer Natur sind, so würden jene Irrtümer allein nicht imstande sein, die Augen jener zu öffnen, die sich mit jenem philosophischen System abzufinden imstande sind.

Gäbe es hingegen einen Irrtum, in den Christus geraten und der nicht nur vor aller Welt nachweisbar wäre, sondern der auch von weittragendster Bedeutung für Christus selbst, für seine gesamte Lehre und ganz besonders auch für seine Anhänger wäre, so würde das ganz zweifellos die Auktorität Christi ein für allemal untergraben und das ganze Christentum vernichten. Denn alle christlichen Konfessionen, wie sie auch heißen mögen, setzen in dieser Sache die Irrtumslosigkeit Christi voraus.

Tatsächlich gibt es nun einen derartigen Irrtum Christi, einen Irrtum, der durch die Bibel selbst so vollkommen verbürgt ist, daß niemand daran zu zweifeln vermag; und überdies ein Irrtum von solcher Bedeutung und Tragweite, daß er schlechthin den Zusammenbruch der Person und Lehre Christi und damit auch den Zusammenbruch des Christentums bedeutet. Und dieser Irrtum Christi ist seine nichterfüllte Prophezeihung von seiner nahen, noch bei Lebzeiten der Apostel sich zu vollziehenden, machtvollen Wiederkunft zum Weltgericht und Weltende.

Über diese einzigartige Prophezeihung Christi ist wenig geschrieben und noch weniger korrekt geschrieben worden. Und doch ist sie nach allem, was die Bibel von ihr berichtet, die weitaus bedeutendste Prophezeihung, die Christus getan hat: nicht nur, weil sie das Ceterum censeo seiner ganzen Predigt war, sondern auch, weil sie im Brennpunkt der Lehre der Apostel stand, für die sie das stärkste Anziehungmittel bei der Gewinnung von Gläubigen bedeutete; und schließlich, weil sie die ganze Hoffnung und Sehnsucht aller ersten Christen in sich schloß.

Wir werden nun im folgenden die Worte Christi vorlegen, mit denen er seine nahe Wiederkunft ankündigte. Dabei behandeln wir zunächst die Prophezeihungen ohne Zeitangabe, schließlich jene, die eine Zeitbestimmung enthalten.

Die Prophezeihungen Christi ohne Zeitangabe.

Als Christus begann, seine Lehre zu verkünden, war es ihm nicht genug, sie durch Zeichen und Wunder zu bekräftigen, sondern er sanktionierte auch seine Lehre mit Lohn und Strafe und zwar durch den Hinweis auf den Tag, da er zum Gerichte wiederkommen werde, um allen Menschen nach ihren Werken zu vergelten. So droht er den Städten Israels, die seine Wunder geschaut, ohne sich zu bekehren: „Tyrus und Sidon wird es am Tage des Gerichtes erträglicher gehen als Euch.“ (Matth. 11, 21.) Und gegen die Juden im allgemeinen zürnt er: „Die Bewohner von Ninive werden beim Gerichte als Kläger gegen dieses Volk aufstehen. Denn sie hörten auf Jonas Predigt und hier ist doch mehr als Jonas.“ (Matth. 12, 41.)

Dann beschreibt Christus mit wachsender Deutlichkeit den Tag des Gerichtes: „Der Menschensohn wird seine Engel senden und diese werden aus seinem Reiche alle Verführer und Missetäter sammeln und sie ins Feuer werfen, wo es Wehklagen und Zähneknirschen gibt.“ (Matth. 13, 41.) Dieser Tag des Gerichtes ist natürlich derselbe, an dem Christus in machtvoller Weise wiederkommt: „Der Menschensohn wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln wiederkommen und dann wird er jedem nach seinen Werken vergelten.“ (Matth. 16, 27.) Seinen Aposteln verheißt er dabei: „Wahrlich ich sage Euch, Ihr, die Ihr mir nachgefolgt seid, werdet bei der Auferstehung, wenn der Menschensohn sich auf seinen herrlichen Thron setzt, gleichfalls auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.“ (Matth. 19, 28.)

Wie man sieht, fehlt in all diesen Prophezeihungen, deren es übrigens noch viele gibt, jedwede Zeitangabe. Dagegen gibt es eine ganze Reihe von Prophezeihungen Christi über seine Wiederkunft, die eine Zeitangabe enthalten, sei es, daß die Zeitangabe klar und unzweideutig gehalten ist, sei es, daß sie weniger deutlich hervortritt. Nach dem gesunden Grundsatz der Vernunft werden wir zunächst jene Verheißungen betrachten, in denen die Zeitangabe genau ausgesprochen ist; hernach erst behandeln wir die Prophezeihungen mit unklarer Zeitbestimmung, weil diese alsdann durch jene ein eindeutiges Licht erhalten.

Die Prophezeihungen Christi mit klarer Zeitbestimmung.

Der Leser wird sich von selbst sagen, daß das ganze Schicksal meiner Beweisführung auf diesen Prophezeihungen Christi beruht, so daß also hier erhöhte Unvoreingenommenheit und erhöhte Aufmerksamkeit sich die Hand reichen müssen.

Die vielleicht bedeutendste Verheißung Christi dieser Art findet sich bei allen drei Evangelisten (Matthäus, Markus und Lukas) in fast wörtlich gleicher Form. Jesus tat sie, als er seinen Jüngern von seinem baldigen Tode gesprochen hatte und dabei von Petrus getadelt wurde, da dieser von einem Tode Christi nichts wissen wollte. Jesus wies damals Petrus scharf zurecht, weil er nur auf das Menschliche und nicht auf das Göttliche seines Todes achte. „Denn", so fuhr Christus begründend fort, „bald wird der Menschensohn in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen, und dann wird er jedem nach seinen Werken vergelten. Wahrlich ich sage Euch, es gibt einige unter denen, die hier stehen, welche den Tod nicht kosten werden, bis sie den Menschensohn in seiner Königsherrschaft kommen sehen." (Matth. 16, 28; Mark. 9, 1; Luk. 9. 27.)

Das ist so klar gesprochen, daß diese Prophezeihung allein vollauf genügen würde, all jene Schlußfolgerungen zu ziehen, die sich später ergeben werden. Sagt doch hier Christus mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß das große Ereignis seiner gewaltigen Wiederkunft zum Weltgericht und Weltende noch bei Lebzeiten einiger seiner Jünger stattfinden werde. Konnte er überhaupt deutlicher reden?

Eine zweite Prophezeihung von gleicher Klarheit hatte Christus bereits früher getan, als er nämlich seinen Jüngern die Leiden vorhergesagt, die ihrer harrten, wenn sie demnächst den Juden Palästinas das Evangelium verkünden würden. Christus wies alsdann zum Troste der Jünger darauf hin, daß diese Leiden nicht lange dauern würden. „Denn", so sagte er, „Wahrlich ich sage Euch, Ihr werdet mit den Städten Israels nicht fertig werden, bis der Menschensohn wiederkommt." (Matth. 10, 23.)

Auch hier läßt die persönliche Bezugnahme auf die vor ihm stehenden Jünger, ebenso wie in der vorher zitierten Prophezeihung, nicht den geringsten Zweifel über den Sinn: noch bevor die Apostel das Evangelium in allen Städten Palästinas verkündet haben, wird Christus wiederkommen. Somit legt Christus seine Wiederkunft auf einen greifbaren Zeitpunkt fest, der, wie aus beiden Prophezeihungen erhellt, nicht über ein Menschenalter sich hinausziehen konnte.

Mit unvergleichlicher Deutlichkeit geht dies auch aus der dritten und größten Prophezeihung Christi über seine Wiederkunft hervor, weshalb wir sie mit aller Ausführlichkeit behandeln wollen. Diese neue Verheißung hat um so mehr Interesse, weil sie die klare Antwort Christi auf die Frage der Jünger nach dem Zeitpunkt und den Anzeichen seiner Wiederkunft und des Weltendes ist. Matthäus, Markus und Lukas berichten sie in fast gleicher Weise und lassen erkennen, daß Christus diese Prophezeihung am Vorabend seines Leidens tat. Sie lautet nach Matthäus (24, 1—35) wie folgt:

„Als Jesus den Tempel verließ und hinwegging, traten seine Jünger heran, um ihn auf das Tempelgebäude aufmerksam zu machen. Er aber entgegnete ihnen: Achtet nicht darauf; wahrlich ich sage Euch, es wird kein Stein über dem anderen bleiben. — Als er hernach am Ölberge saß, traten die Jünger zu ihm heran und fragten: „Wann wird dies geschehen, und welches ist das Zeichen Deiner Wiederkunft und des Weltendes?" Jesus antwortete ihnen: „Seht zu, daß niemand Euch irreführe. Denn viele werden sich meine Würde anmaßen und sagen: ich bin der Christus, und sie werden auch viele irreführen. Ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten vernehmen. Seht aber zu, daß Ihr den Mut nicht verlieret; denn so muß es zwar kommen, aber das ist noch nicht das Ende. Es wird sich nämlich ein Volk wider das andere erheben und ein Reich wider

das andre; auch wird es hier und da Pest, Hunger und Erdbeben geben, aber alles dies ist nur der Anfang der Wehen. — Dann wird man Euch der Trübsal überantworten und Euch töten; denn Ihr werdet gehaßt sein von allen Heiden um meinetwillen. Dann werden auch viele zu Falle kommen; sie werden einander verraten und einander hassen. Auch werden viele falsche Propheten auftreten und viele irreführen. Und da die Gottlosigkeit überhand nimmt, wird bei vielen die Liebe erkalten. Wer aber bis ans Ende ausharrt, der wird gerettet werden. Und dieses Evangelium des Gottesreiches wird im ganzen Lande verkündet werden zum Zeugnis für alle Heiden (Palästinas), und alsdann wird das Ende kommen. Wenn Ihr nun die greuliche Verwüstung seht, von der der Prophet Daniel redet, vollzogen am heiligen Ort, — wer dies liest, der erwäge es wohl —, dann sollen die Bewohner Judäas ins Gebirge fliehen, und wer auf dem Dache ist, steige nicht erst herab, um seine Sachen aus dem Hause zu holen, und wer auf dem Felde ist, kehre nicht um, sein Gewand zu holen. Wehe aber den Schwangern und Säugenden in jenen Tagen. Betet aber, daß Eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbat vor sich gehe. Denn es wird alsdann eine so große Trübsal herrschen, wie niemals vom Anbeginn der Welt bis jetzt gewesen ist. Und wenn jene Tage nicht abgekürzt würden, würde kein Mensch gerettet werden. Doch um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann jemand zu Euch sagt: siehe da ist Christus oder hier, so glaubet es nicht! Denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten auftreten und große Zeichen und Wunder tun, um womöglich auch die Auserwählten irrezuführen. — Seht, ich habe es Euch voraus gesagt. Wenn also jemand Euch sagt: Siehe er ist in der Wüste, so geht nicht hinaus. Siehe er ist in den Sälen, so glaubet es nicht! Wie nämlich der Blitz im Osten aufleuchtet und bis zum Untergang scheint, so wird es auch mit der Wiederkunft des Menschensohnes sein. Die Adler versammeln sich dort, wo immer ein Aas sich befindet. — Bald nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert, und der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und alsdann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Stämme des Landes trauern und sie werden den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel unter lautem Posaunenschall aussenden, und sie werden die Auserwählten aus allen vier Himmelsgegenden sammeln von Himmelsbogen zu Himmelsbogen. — Vom Feigenbaum aber lernt dieses Gleichnis, wenn sein Zweig sproßt und Blätter treibt, wißt Ihr, daß der Sommer nahe ist; so auch Ihr, wenn Ihr dies alles seht, erkennet, daß es nahe vor der Türe steht. — Wahrlich, ich sage Euch: diese Generation wird nicht vergehen bis dieses alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Über jenen Tag indes und jene Stunde ist niemand unterrichtet, nicht einmal die Engel des Himmels, noch der Sohn; sondern nur der Vater allein."

Wir stellen nun an der Hand obiger Prophezeihung folgendes fest:

1. Christus wendet sich hier wie auch früher an seine vor ihm stehenden Jünger und sagt ihnen, woran sie die Nähe seiner Wiederkunft erkennen und was sie in den Trübsalen, die ihr voraufgehen, tun sollen. Bei Lukas (21, 28) fügt er sogar hinzu: „Wenn nun dies alles beginnt, dann blicket auf und erhebt Eure Häupter; denn Eure Erlösung naht", Worte, die zeigen, daß all jene Ereignisse noch zu Lebzeiten der Jünger stattfinden sollten. Hätte Christus ge-

wußt, daß seine Wiederkunft erst nach zwei oder mehr tausend Jahren stattfinden sollte, wie ganz anders hätte er dann zu seinen Jüngern nicht nur sprechen können, sondern müssen. Statt in ihnen den falschen Eindruck einer nahen Wiederkunft zu erwecken, hätte er bekennen müssen, daß an eine baldige Wiederkunft nicht zu denken sei.

2. Die Jünger fragen ausdrücklich nach dem Zeitpunkt der Zerstörung des Tempels, der Wiederkunft Christi und dem Weltende, indem sie diese drei Dinge für fast gleichzeitig halten, und Christus, statt diese Auffassung zu berichtigen, bestärkt sie darin, indem er genau angibt, woran sie, die Jünger, die Nähe all jener Ereignisse erkennen sollen.

3. Christus versichert schließlich in der denkbar feierlichsten Weise, daß die gegenwärtige Generation nicht vergehe, bis dies alles (Zerstörung des Tempels, Wiederkunft und Weltende) sich vollzogen habe, womit Christus neuerdings die Verwirklichung jener Ereignisse innerhalb eines Menschenalters ansetzt in Übereinstimmung mit den früheren Prophezeiungen. Und so haben denn auch die Apostel und Jünger ihn verstanden, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden.

4. Die Worte Christi, daß niemand den Tag und die Stunde wisse, widersprechen in keiner Weise dem Umstand, daß die Wiederkunft sich innerhalb eines Menschenalters vollziehen werde. Wollte doch Christus damit nur sagen, daß, wenn er auch innerhalb dieses Zeitpunktes wiederkehre, seine Wiederkunft doch nicht gerade auf Tag und Stunde bestimmt sei. Aus diesem Grunde mahnt er auch sonst, stets wachsam zu sein und für den Tag des Gerichtes bereit zu stehen. Übrigens sagt Christus inbezug auf die gleiche Frage auch in der Apostelgeschichte (1, 7) zu seinen Jüngern: „Es steht Euch nicht zu, die Zeitpunkte zu kennen, die der Vater in seiner Macht bestimmt hat."

5. Die Worte, daß vor seiner Wiederkunft das Evangelium im ganzen Lande zum Zeugnis für alle Heiden verkündet werden müsse, stehen in Übereinstimmung mit dem Kontext (man vergleiche auch Luk. 2, 1, wo das Wort Land den gleichen Ausdruck hat und Palästina damit gemeint ist) und den sonstigen Aussprüchen Christi über das gleiche Thema. Denn da Christus die Überzeugung hatte, er werde innerhalb eines Menschenalters zum Gericht erscheinen — bevor noch die Apostel allen Städten Palästinas das Evangelium verkündet, und bevor sie alle gestorben seien, so dachte er gar nicht an eine Bekehrung der Welt, sondern nur an die Bekehrung Palästinas. Eine Weltbekehrung wäre geradezu widersinnig in einem so kurzen Zeitraum gewesen. Daher sagt auch Christus an anderer Stelle: „Geht nicht zu den Heiden, sondern zu den verirrten Schafen Israels" (Matth. 10, 5) und anderswo: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt" (Matth. 15, 24). Auch in obiger Prophezeiung setzt Christus voraus, daß seine Jünger beim Beginn des Weltendes noch in Palästina sind. Und aus dem gleichen Gedanken heraus sagt er nach seiner Auferstehung zu den Aposteln: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen des Landes." (Apostelgesch. 1, 8.) — Von hier aus versteht man auch, weshalb sich die Apostel anfänglich der Bekehrung der Heiden widersetzten und Paulus sein ganzes Ansehen aufbringen mußte, um die andern Jünger von der Rechtmäßigkeit der Heidenbekehrung zu überzeugen. Die Frage wurde erst auf einem eigens dazu bestimmten Apostelkonzil in Jerusalem im Jahre 51 nach Christus entschieden. — Aber gesetzt auch den Fall, daß Christus an eine Bekehrung der ganzen da-

mals bekannten Welt gedacht hätte, so war diese, wie auch katholische Exegeten (Dr. N. Schlögl) zugeben, vor dem Jahre 70 namentlich durch Paulus vollzogen und somit hätte Christi Prophezeiung sich damals erfüllen können und müssen. Das tat sie aber nicht.

Die vierte Prophezeiung Christi über seine Wiederkunft ist die feierlichste von allen. Er tat sie im Angesichte des Todes und in Gegenwart des Hohenpriesters und wurde auf sie hin zum Tode verurteilt. Auch diese Prophezeiung wird von Matthäus, Markus und Lukas in fast gleicher Weise berichtet. Und wie in den vorigen Verheißungen wendet sich Christus auch in dieser an seine Zuhörer und versichert ihnen, daß sie den Menschensohn werden kommen sehen: „Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen" (Matth. 26, 64; Mark. 14, 62; Luk. 22, 69). — Damit wäre schon zur Genüge bewiesen, daß Christus auch hier verheißt, er werde innerhalb eines Menschenalters wiederkommen. Der Einwand, daß die damaligen Zuhörer ihn am jüngsten Tage wiederkommen sehen, ist schon aus dem Grunde nichtig, weil nach dem Zeugnis Pauli (1 Thess. 4, 16) Christus die Toten erst nach seiner Wiederkunft auferweckt. Außerdem geht die Hinfälligkeit dieses Einwurfes auch aus den sonstigen Verheißungen Christi und den Zeugnissen seiner Apostel hervor. — Schließlich können wir den gleichen Einwurf noch von einem anderen Standpunkt aus zurückweisen. Matthäus und Lukas berichten nämlich, daß Christus gesagt habe: „Von nun an werdet Ihr den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen etc." Die Worte „Von nun an" haben offensichtlich keinen Sinn in dieser Prophezeiung. Bedenkt man aber, daß Lukas sie Matthäus entnahm und daß Matthäus sein Evangelium auf Hebräisch schrieb, daß ferner im Hebräischen „mehata" zwar „von nun an" bedeutet, „mehat" dagegen „binnen kurzem", so ist keine Frage, daß Christus hier tatsächlich nicht „von nun an", sondern „binnen kurzem" gesagt hat, sodaß also diese vierte Prophezeihung folgendermaßen lautet:

„Binnen kurzem werdet Ihr den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen."

In dieser Form stimmt die vorliegende Prophezeihung auch mit allen früheren vollkommen überein und ist somit ein weiteres Zeugnis dafür, daß Christus verheißen hat, er werde bald nach seinem Tode zum Weltgericht und Weltende kommen.

Damit ist die Zahl der Prophezeihungen Christi über diesen Gegenstand, soweit sie eine genaue Zeitangabe enthalten, erschöpft. Jede derselben würde genügen, die Tatsache der Prophezeihung für immer nachzuweisen. Alle insgesamt aber sind ein absolut unleugbarer Beweis für diese Tatsache, die noch durch die Lehre der Apostel eine letzte, aber überaus wertvolle Bestätigung erhält.

Die Prophezeihungen Christi ohne genaue Zeitangabe.

Wie schon angedeutet, handelt es sich hier um Prophezeihungen Christi über seine Wiederkunft, die eine an sich nicht ganz klare Zeitbestimmung enthalten; aber auf Grund der bisher erwähnten Verheißungen einen ganz und gar eindeutigen Sinn erhalten. Dabei zeichnen sich diese Prophezeiungen durch zwei äußerst wertvolle Merkmale aus: erstens ihre große Häufigkeit und zweitens dadurch, daß sie alle eine baldige Wiederkunft Christi verkünden.

Es würde zu weit führen, alle Prophezeihungen dieser Art hier aufzuzählen. Außerdem sind sie den Lesern zur Genüge bekannt, da sie sich namentlich in den Gleichnissen finden, die wir schon von Jugend auf kennen gelernt haben. Erinnert sei nur an das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen, dem fahrlässigen Knecht u. a., die alle mit der eindringlichen Mahnung schließen, doch zu wachen und zu beten, da der Herr unvermutet kommen werde. Dieses Wachen und Harren auf den Herrn hätte aber keinen Sinn, wenn Christus nicht noch zu Lebzeiten seiner Zuhörer hätte wiederkommen wollen. Es hat auch keinen Sinn, diese Gleichnisse in Verbindung mit dem Tode und dem besonderen Gerichte nach dem Tode zu bringen. Denn erstens weiß die Schrift nichts von einem derartigen Gerichte nach dem Tode des Menschen, wie wir bereits sahen und noch sehen werden; zweitens sind diese Verheißungen im Sinne der sonstigen Aussprüche Christi zu deuten und nicht im Sinne theologischer Auffassungen; drittens hat weder Christus noch irgend einer der Apostel derartige Verheißungen auf den gewöhnlichen Tod und ein besonderes Gericht nach dem Tode des Menschen bezogen; dagegen sind die Evangelisten sowohl, wie die Apostel einstimmig darin, daß Christus stets und ständig seine nahe Wiederkunft verhieß; weshalb auch diese Prophezeihungen darauf zu deuten sind.

Zusammenfassend können und müssen wir also die Tatsache feststellen, daß Christus mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit verheißen hat, er werde noch vor Ablauf eines Menschenalters zum Gerichte und Weltende in großer Macht und Herrlichkeit wiederkommen. Er hat diese Prophezeihung sehr häufig und in der verschiedensten Weise getan. Überdies hat er seinen Jüngern genau angegeben, woran sie die Nähe seiner Wiederkunft erkennen könnten. Alles dies ist von der Bibel in einwandfreier Weise bestätigt. An dieser Tatsache ist nicht mehr zu rütteln. There is no denying in the fact.

Die Lehre der Apostel über Christi Prophezeihung von seiner nahen Wiederkunft

Die Verheißung Christi, innerhalb eines Menschenalters wiederzukommen, um die Welt zu richten, blieb natürlich nicht ohne Wirkung. Den tiefsten Eindruck machte sie ganz selbstverständlich auf seine Apostel und Jünger, als die Herolde seines Evangeliums, Teilhaber seiner Leiden und Erben seiner Freuden. Wenn wir daher im folgenden sehen, daß sie in ihren Schriften die gleiche Ansicht vertreten und auf alle nur mögliche Weise versichern, daß Christus innerhalb eines Menschenalters wiederkehre, so ist dies der beste Beweis dafür, daß wir die Worte Christi recht verstanden haben; beweist aber auch von neuem, daß Christus tatsächlich jene Prophezeihungen getan hat.

In der Tat, die ganzen Schriften der Apostel sind durchdrungen und erfüllt von dem Gedanken an Christi nahe Wiederkunft. Mit diesem Gedanken drohen sie den Nichtgläubigen, ermahnen sie die Gläubigen und richten sich und andere in den Trübsalen auf, die ihnen von der Mitwelt widerfahren. „Maran atha", „Der Herr komme." So begrüßten sich die Christen im Vertrauen auf die nahe Wiederkunft Christi und die damit verbundene, ewige, unaussprechliche Vergeltung für alles Leid. Aber weder die Wiederkunft Christi noch die ewige Vergeltung kamen — welche Tragik! —

Gehen wir nun dazu über, die Aussprüche der Apostel über Christi nahe Wiederkunft in Erwägung zu ziehen. Wegen ihrer großen Zahl seien nur die bedeutendsten in Betracht gezogen. Allen Aposteln voran steht natürlich Paulus, dessen Briefe geradezu überströmen von Aussprüchen über die bevorstehende Wiederkunft Christi. Hier seine Zeugnisse:

Erstes Zeugnis (1 Kor. 15, 51): „Seht, ich verkünde Euch eine Prophezeihung: wir werden nicht alle sterben; aber alle werden wir verwandelt werden, und zwar im Nu, in einem Augenblick, beim letzten Posaunenschall. Die Posaune wird nämlich erschallen, und dann werden sowohl die Toten in Unverweslichkeit auferstehen, als auch wir verwandelt werden."

Folglich glaubte Paulus, er werde die Wiederkunft Christi noch vor seinem Tode erleben, und verhieß das Gleiche den Korinthern, an die er schrieb.

Zweites Zeugnis (1 Thess. 4, 13): „Über das Los der Entschlafenen aber möchten wir Euch nicht in Unkenntnis lassen, Brüder, damit Ihr nicht so in Trauer geratet, wie die übrigen Menschen, die keine Hoffnung haben. — Wir glauben doch, daß Jesus, nachdem er gestorben war, wieder auferstanden ist. Nun, ebenso wird Gott auch die Entschlafenen durch Jesus und mit ihm zu sich emporführen. Ja, wir versichern Euch gemäß der Lehre des Herrn, daß wir, die wir noch auf Erden sind und bis zur Wiederkunft des Herrn am Leben bleiben, doch nicht vor den Entschlafenen zum Ziele gelangen. Wenn nämlich der Weckruf erschallt, der Erzengel seine Stimme erhebt, die Posaune Gottes ertönt, und der Herr selbst vom Himmel herniedersteigt, dann werden zunächst die in Christo Verstorbenen auferstehen, darnach erst werden auch wir, die wir am Leben bleiben, zusammen mit ihnen dem Herrn entgegen auf Wolken in die Luft entrückt werden. Und alsdann werden wir immer beim Herrn sein. Tröstet daher einander mit dieser Lehre. — Über Tag und Stunde aber brauche ich Euch nichts zu schreiben, Brüder. Wißt Ihr doch selbst ganz genau, daß der Tag des Herrn gerade so kommt, wie ein Dieb in der Nacht."

Offenbar hatten die Thessalonicher, als die Wiederkunft Christi sich verzögerte, und manche aus der Gemeinde dahinstarben, sich an Paulus gewandt und ihn gefragt, ob ihre Verstorbenen ebenfalls an der Wiederkunft Christi und der Verherrlichung der Gläubigen teil hätten oder nicht. Ihnen antwortete Paulus in obenstehender Weise. Er zählt sich und die Thessalonicher zu denen, die noch bei Lebzeiten Christi Wiederkunft schauen werden. — Die Wirkung dieses Briefes war schlagend. Viele Thessalonicher hörten auf zu arbeiten (2 Thess. 3, 11) und erwarteten von einem Tag zum andern die Wiederkunft Christi. Die ganze Gemeinde geriet außer Fassung. Der Apostel sah sich genötigt, noch einen zweiten Brief zu senden, um das Unheil wieder gut zu machen. Wir werden uns sogleich mit ihm zu befassen haben.

Drittes Zeugnis (1 Kor. 7, 25): „Bezüglich der jungen (= unverheirateten) Töchter habe ich kein Gebot vom Herrn erhalten, doch kann ich hierin einen Rat erteilen, weil mir der Herr die Gnade verliehen hat, zuverlässig (im Ratgeben) zu sein. Ich halte also dafür, daß es wegen der bevorstehenden Bedrängnis das Beste ist, daß sie in ihrem Jungfernstande verbleiben. Wäre es doch für einen jeden das Beste, in diesem Stande zu sein. Bist Du aber bereits an eine Frau gebunden, so suche keine Trennung. Bist Du hingegen frei von einer Frau, so suche keine. Würdest Du aber trotzdem heiraten, so begingest Du keine Sünde dadurch. Ebensowenig begeht eine Jungfrau Sünde, wenn sie heiratet. Doch werde solche irdische Trübsal erfahren; ich aber möchte Euch davor bewahren.

Denn ich sage Euch, Brüder, unsre Zeit ist nur noch sehr kurz bemessen; daher mögen auch jene, die eine Frau haben, so leben, als hätten sie keine; und die da weinen, wie solche, die nicht weinen; die sich freuen, wie solche, die sich nicht freuen; die mit der Welt verkehren, wie solche, die nicht mit ihr verkehren; denn die Pracht dieser Welt vergeht."

Die Korinther hatten, wie wir aus diesem Zitat ersehen, beim Apostel angefragt, ob es ratsam sei, die unverheirateten Töchter angesichts der nahen Wiederkunft Christi noch zu verheiraten. Getreu seiner Überzeugung sehen wir, daß Paulus in der Tat ihnen davon abrät. Es sei zwar keine Sünde, so sagt der Apostel, die unverheirateten Töchter in Ehe zu geben; aber angesichts der großen Bedrängnis, die Christi Wiederkunft vorausgehe, sei es besser, die Mädchen unverheiratet zu lassen. Der Apostel kommt auf diesen Rat in den Versen 36—38 wieder zurück und bestätigt ihn von neuem. Der Kürze halber haben wir diese Verse nicht zitiert, da die obigen genügen. Man denke sich aber die Folgen, wenn alle Christen den Rat des Apostels befolgt hätten!

Die folgenden Zeugnisse seien ohne Kommentar wiedergegeben, da sie für sich eine genügend deutliche Sprache reden.

Viertes Zeugnis (1 Kor. 1, 4): „Euretwillen danke ich Gott allzeit wegen der Gnade, die Euch Gott durch Jesus Christus verliehen hat. Denn durch ihn habt Ihr in jeder Beziehung Überfluß erlangt an allen nur möglichen Sprachengaben und Gaben der Erkenntnis — wodurch die Lehre Christi bei Euch bestätigt wurde —, so zwar, daß es Euch an keiner Gabe des Geistes mehr gebricht, und Ihr nur mehr auf die Erscheinung unsers Herrn Jesus Christus wartet."

Fünftes Zeugnis (Phil. 1, 9): „Und darum bete ich, daß Ihr, Geliebte, an Erkenntnis und wahrem Verständnis die Unterscheidung von Gut und Böse immer mehr zunehmet, auf daß Ihr am Tage Christi lauter und ohne Makel dastehet."

Sechstes Zeugnis (Phil. 3, 20): „Unsere Heimat aber ist der Himmel. Von dort erwarten wir auch den Herrn Jesus Christus als unsern Erlöser. Er wird unsern armseligen Leib seinem verklärten Leibe gleichgestalten, weil er die Kraft besitzt, das zu tun und alles sich zu unterwerfen. In dieser Erwartung also, meine heißgeliebten Brüder, meine Freude und meine Krone, stehet fest im Herrn, o Geliebte."

Siebentes Zeugnis (1 Thess. 5, 23): „Er selbst aber, der Gott des Friedens mache Euch ganz heilig, und Euer Geist, Seele und Leib mögen ganz makellos erhalten bleiben bis zur Wiederkunft unsres Herrn Jesus Christus. Der Euch berief, bürgt dafür, daß er das auch tun wird."

Achtes Zeugnis (2 Thess. 1, 6): „Ist es doch gerecht, daß Gott Euren Bedrängern mit Drangsal vergilt, Euch aber, den Bedrängten, in Gemeinschaft mit uns Erquickung verleiht, wenn der Herr Jesus mit den Engeln als den Vollstreckern seiner Macht vom Himmel her erscheinen wird, um mit Feuerqualen jene Heiden zu bestrafen, die von Gott nichts wissen wollen, und jene Juden, die dem Evangelium unsres Herrn Jesus keine Folge leisten. Und diese werden zur Strafe ewiges Verderben erleiden, getrennt vom Antlitze des Herrn und seiner Herrlichkeit und Macht, wenn er an jenem Tage kommen wird, um in seinem Geheiligten verherrlicht, und, umringt von Euch allen, die Ihr den Glauben annahmt, bewundert zu werden. Ward doch unsre Lehre von Euch gläubig angenommen."

Das nunmehr folgende Zeugnis ist deshalb interessant, weil es einen strate-

gischen Rückzug Pauli in Bezug auf seinen ersten Thessalonicher-Brief bedeutet. Der Apostel verneint, irgendwie behauptet zu haben, der Tag des Herrn sei schon da. Hatte er doch nur gesagt: der Tag des Herrn sei nahe. Und um nun den Thessalonichern das klar zu machen, erinnert er sie daran, daß vor Christi Wiederkunft noch der Antichrist kommen müsse, der allerdings von einem Augenblick zum andern sich zeigen werde. (Nach Johannes ist der Antichrist bereits in der Welt, wie aus dem 13. Zeugnis und der Apokalypse hervorgeht.) Paulus wiederruft also nicht seine Predigt von der nahen Wiederkunft Christi; sondern bestätigt sie. Hier der Text, der übrigens einige unklare, schwerverständliche Sätze enthält:

Neuntes Zeugnis (2 Thess. 2, 1): „Wir bitten Euch aber, Brüder, wegen der Wiederkunft unsres Herrn Jesus Christus und unsrer Vereinigung mit ihm nicht so schnell außer Fassung zu geraten und Euch verwirren zu lassen, weder durch einen vom Geiste Erfüllten, noch durch einem angeblichen Ausspruch oder Brief von uns, als ob wir gesagt hätten: der Tag des Herrn sei bereits da. — Daß Euch niemand hierin irgendwie in Irrtum führe. Es muß nämlich durchaus zuerst der Abtrünnige kommen, und der große Frevler, der Sohn des Verderbens erscheinen, jener Widersacher, der sich über alles erhebt, was Gott und göttlich genannt wird, dergestalt, daß er sich in den Tempel Gottes (zu Jerusalem) hinsetzen wird, um für einen Gott gehalten zu werden. Erinnert Ihr Euch nicht, daß ich Euch das gesagt habe, als ich noch bei Euch war? — Folglich kennt Ihr das Hindernis, das ihn (Christus) erst zu seiner Zeit auftreten läßt. — Obige Verheißung beginnt sich nämlich schon zu verwirklichen. Es bedarf nur, daß jener, der den Gottlosen noch hintanhält, nicht mehr im Wege stehe, und alsdann wird der Frevler sich zeigen — den der Herr bei seiner herrlichen Erscheinung mit einem leisen Worte töten und vernichten wird — dessen Auftreten als ein Satanswerk mit allen möglichen trügerischen Wundern und Zeichen und mit allerlei gottlosen Verführungskünsten sich vollzieht, zur Strafe für die Verworfenen, weil sie die wahre Lehre, durch die sie sich retten sollten, nicht angenommen haben."

Zehntes Zeugnis (1 Tim. 6, 13): „Ich ermahne Dich vor Gott, der alles mit Leben erfüllt, und vor Jesus Christus, der unter Pontius Pilatus dieses schöne Bekenntnis mit dem Tode bezeugt hat, daß Du Dich bezüglich der Lehre fleckenlos und untadelhaft bewahrest bis zu unsres Herrn Jesu Christi Erscheinung."

Elftes Zeugnis (Tit. 2, 11): „Erwies doch die Gnade Gottes ihre erlösende Kraft an allen Menschen, da sie uns dazu anleitet, daß wir die Gottlosigkeit und die weltlichen Gelüste ablegen, maßvoll, gerecht und gottesfürchtig in dieser Welt leben und unsre selige Hoffnung, die Erscheinung der Herrlichkeit unsres großen Gottes und des Erlösers Jesu Christi erwarten."

Wir schließen die Aussprüche des Apostels mit einer Reihe von paulinischen Gedanken, in denen er sich auf Christi nahe Wiederkunft bezieht. Der Leser wird ihren Wert selber zu bemessen wissen und gleichzeitig sehen, wie sehr der Gedanke an diese Verheißung Christi das Denken und Sinnen dieses Apostels beherrschte und durchdrang. Hier die Texte:

Zwölftes Zeugnis (1 Kor. 10, 11): „Geschrieben aber wurde es zur Warnung für uns, über die das Ende der Zeiten gekommen ist." — (Phil. 4, 5): „Der Herr ist nahe." — (Röm. 13, 11): „Das Heil ist uns nämlich jetzt näher als damals, wo wir den Glauben annahmen." — (2. Tim. 3, 1): „Das aber wisse, daß für diese letzten Zeiten harte Dinge bevorstehen."

Wenden wir uns jetzt den Aposteln Johannes und Petrus zu:

Dreizehntes Zeugnis (1 Joh. 2, 18): „Kinder, die letzte Stunde ist da, und wie Ihr gehört habt, daß ein Antichrist komme, so gibt es jetzt viele Antichriste. — Daran erkennt man die letzte Stunde."

Als letztes Einzelzeugnis führen wir nunmehr das des Petrus an. Dieses Zeugnis ist ganz besonders interessant, weil es zeigt, daß schon damals die Zweifel über Christi Wiederkunft laut wurden. Petrus versucht, mit nichtigen Beweggründen das Verzögern Christi zu erklären, um aber sofort wieder die Nähe seiner Wiederkunft zu betonen. Denn auch er hatte gelehrt: Das Ende der Welt ist gekommen (1 Pet. 4, 7). Seine Worte lauten hier:

Vierzehntes Zeugnis (2 Pet. 3, 3): „Denn wisset vor allem, daß in den letzten Tagen Spötter auftreten werden, die ihren eigenen Gelüsten nachgehen und höhnend sagen: Wo ist denn seine verheißene Ankunft? ... Das eine aber vergeßt nicht, Geliebte, daß beim Herrn ein Tag ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag. Der Herr säumt nicht mit der Erfüllung der Verheißung, obwohl manche dies für ein Säumen halten; er ist vielmehr nur langmütig gegen uns, indem er nicht will, daß einige zu Grunde gehen, sondern daß alle sich zur Buße bewegen lassen. — Es wird aber der Tag des Herrn kommen wie ein Dieb; an ihm wird der Sternenhimmel mit tosender Schnelligkeit vergehen und die Erde wird samt dem, was auf ihr ist, verbrannt werden. Wenn also dies Weltall aufgelöst wird, wie sehr seid Ihr dann verpflichtet zu heiligem Wandel und zur Frömmigkeit, die Ihr mit Sehnsucht die Ankunft des Tages Gottes erwartet."

Fünfzehntes Zeugnis: Die Eschatologie der Apostel.

Unter Eschatologie versteht man die Lehre von den letzten Dingen, insbesondere von dem, was nach dem Tode geschieht. Da ist es nun interessant zu sehen, wie grundverschieden die Auffassung der Apostel von jener der heutigen Theologie ist. Außerdem ist die apostolische Auffassung ein neues Zeugnis für die Hoffnung der ersten Christen auf die baldige Wiederkunft Christi.

Die Apostel glaubten nämlich, daß die Vergeltung von Gut und Böse nicht unmittelbar nach dem Tode stattfinden werde, wie das heute gelehrt wird, sondern erst bei der Wiederkunft Christi. Darum sagt Paulus: „Die Zeit meiner Auflösung ist nahe. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und den Glauben bewahrt. Nunmehr harrt meiner die Krone der Gerechtigkeit, die mir an jenem Tage der Herr als gerechter Richter verleihen wird, aber nicht nur mir, sondern allen, die sein Erscheinen herbeigesehnt haben." (2 Tim. 4, 6.) Aus dieser Auffassung heraus tröstet Paulus auch die Thessalonicher nicht etwa damit, daß er sagt: sie mögen wegen der Toten unbesorgt sein, da diese als Christen in den Himmel gekommen seien — sondern damit, daß er auf ihre nahe Auferstehung bei der Wiederkunft Christi hinweist (vergleiche zweites Zeugnis). Aus dem gleichen Grunde kennt Paulus auch sonst als einzigen Lohn nach dem Tode die Vergeltung am Tage der Wiederkunft Christi. (Vergleiche achtes Zeugnis.)

Die Frage, ob denn die Apostel an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubten und wie sie davon dachten, wird von Petrus in gewisser Weise gelöst indem er sagt: „Denn auch Christus hat einmal für die Sünden gelitten, er, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns zu Gott führe; war er doch dem Leibe nach tot, aber der Seele nach lebendig. Und mit dieser stieg er ja auch zu den Seelen in der Vorhölle hinab und brachte ihnen die Heilsbotschaft, ihnen, die nicht ungläubig auf Gottes Langmut zur Zeit Noahs gesündigt hatten." (1. Petr.

3, 18.) Somit glaubte Petrus an ein Fortbestehen der Seele nach dem Tode und meinte, daß die Seelen der Gerechten in einer Vorhölle der Wiederkunft Christi entgegenharrten. — Paulus schweigt sich über das Fortleben der Seele nach dem Tode aus, setzt dagegen seine ganze Hoffnung auf die Auferstehung von den Toten bei Christi Wiederkunft und erwartet von dieser die ewige Vergeltung. Von einem besonderen Gericht nach dem Tode und der dabei stattfindenden Vergeltung weiß weder Paulus noch Petrus irgend etwas; während heute gerade auf diesen beiden Dingen der Nachdruck der christlichen Lehre liegt. Wie sehr hat sich doch hier der Standpunkt verändert und die apostolische Lehre sich verwandelt. So konnte freilich auf Höllenfurcht die Kirche ihre Herrschaft errichten.

Inwiefern ist nun diese Auffassung der Apostel ein Beweis dafür, daß sie an eine nahe Wiederkunft Christi glaubten? Sehr einfach! Hätten nämlich die Apostel die Überzeugung gehabt, daß Christi Wiederkunft nicht so bald einträte, sondern daß sie und die ersten Christen vorher sterben würden, so hätten sie in ihren Predigten und Briefen nicht dazu ermahnt, sich für den Tag der Wiederkunft Christi bereit zu halten, sondern für den Tod. So redet ja auch der heutige Prediger nur selten vom jüngsten Gericht; dagegen um so mehr vom Tode, weil er und wir alle überzeugt sind, daß uns der Tod näher steht als das jüngste Gericht. Wenn daher in den Predigten der Apostel das Umgekehrte der Fall ist, und sie mit solchem Eifer und solcher Häufigkeit die Christen ermahnen, sich für den Tag der Wiederkunft Christi bereit zu halten, so beweist das, daß sie die Wiederkunft Christi näher erachteten als den Tod.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß die Apostel, gestützt auf jene Verheißungen Christi, der absoluten Überzeugung waren, daß seine Wiederkunft vor der Türe stehe. Sie haben diesen Glauben als eine Verheißung des Herrn den ersten Christen gepredigt und haben auf diese nahe Wiederkunft ihre und aller Christen Hoffnungen gesetzt, die im Mittelpunkt ihres ganzen Glaubenslebens standen — um in der grausamsten Weise enttäuscht zu werden. Das ist die Wahrheit!

Schlußfolgerungen

Wir stehen nunmehr einer Tatsache gegenüber, so unleugbar, wie das Wort der Bibel; so groß, wie nur irgend eine in der Geschichte der Zeiten; und so einzigartig, wie keine je zuvor.

Da sehen wir Christus, dem 2000 Jahre Anbetung und göttliche Verehrung dargebracht, dem Millionen von Märtyrern ihr Blut geopfert, dem die gesamte Christenheit seit den Tagen ihrer Gründung bis heute ihr zeitliches Glück und ewiges Heil anvertraut hat. Kaiser und Könige haben ihm gehuldigt, zahllose Tempel erbaut und fürstliche Geschenke seiner Kirche vermacht. Die Blüte der Christenheit weihte ihm im Kloster ein Leben des Gebetes und der Arbeit, in völliger Abgeschlossenheit von der Welt, in vollkommener Entsagung aller irdischen Freuden. Auf Christi Namen und durch Christi Lehre hat sich eine neue Zivilisation gebildet, die, obwohl jetzt im Sterben begriffen, trotzdem einen großen Teil der Erde auch heute noch, wenn auch rein äußerlich, beherrscht. Und in jedem Falle: Christi Name steht auch heute noch da, geliebt, verehrt und angebetet wie nur je der Name eines Gottes.

Und nun zeigt sich etwas ganz Neues, etwas ganz Unerhörtes, ganz Unglaub-

liches: von derselben „Heiligen Schrift", die Christi Gottheit aller Welt verkündet und seine Wunder beglaubigt, wird uns bezeugt, daß Christus eine Prophezeihung getan hat, die sich nicht erfüllte; eine Prophezeihung, die er in der klarsten Weise zu wiederholten Malen ausgesprochen hat; eine Prophezeihung, die die Feuerprobe seiner Gottheit sein sollte und auf die seine Apostel und alle ersten Christen ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten, nach der sie ihr ganzes Leben einstellten.

An dieser Tatsache ändert nichts der Umstand, daß die Christenheit der ersten Jahrhunderte, im Banne der sonstigen Wunder und Zeichen Christi und im Banne seiner Person und Lehre, fortfuhr an Christus zu glauben, obwohl sich seine Prophezeihung nicht erfüllte. Und an dieser Tatsache ändert auch nichts der Umstand, daß keiner der Theologen, die es hätten wissen müssen, bisheran d n Finger auf diese gescheiterte Prophezeihung legte, weil es Amt und Würde gekostet hätte. Und schließlich ändert an dieser Tatsache noch viel weniger der Umstand, daß die katholische Kirche offiziell den Theologen verboten hat, zu sagen: Christus habe eine nahe Wiederkunft verheißen und die Apostel hätten sie verkündet — weil eine derartige Bloßstellung Christi und seiner Apostel den Tod der Kirche bedeuten würde.

Im Gegenteil! Wenn früher die Menschheit kritiklos Dinge namentlich religiöser Art hinnahm, heute längst nicht mehr! Und wenn früher die Wahrheit totgeschwiegen werden konnte, heute ist das nicht mehr möglich. Und jene knechtische Unterwürfigkeit, in der die Kirche ihre Diener und ihre Gläubigen heute noch gefangen hält, wird ebenfalls an dem Tage aufhören, wo die volle Wahrheit von allen erkannt wird.

Hier nun ist die Wahrheit, die volle Wahrheit: Christus hat sich in einer Prophezeihung geirrt, wie nur ein Mensch sich irren konnte, in einer Prophezeihung, die die Feuerprobe für ihn und seine Lehre war. Was nun?

Um mit aller Unvoreingenommenheit die Folgerungen zu ziehen, die sich aus dieser Tatsache ergeben, wollen wir ein Gleichnis nehmen. Denken wir, daß vor etwa hundert Jahren in Afghanistan oder sonst einem Lande von geringer Kulturstufe ein Mann gelebt hätte, der nach dem Berichte von zwei Augenzeugen (Markus und Lukas waren ja keine Augenzeugen) große Wunder und Zeichen getan; auch habe er sich als Gottessohn ausgegeben und sei deshalb und wegen seiner Lehre, obwohl diese gut war, zum Tode verurteilt worden. Dieser Mann habe außerdem zu verschiedenen Malen prophezeit: er werde innerhalb fünfzig Jahren nach seinem Tode mit großer Macht und Herrlichkeit wiederkommen, und all seine Jünger zum Himmel führen. Im Glauben an diese Prophezeihung hätten alsdann seine Diener diese Wiederkunft ihres Meisters erwartet, hätten sogar Blut und Leben für den Glauben an ihn geopfert und sich wie Tiere hinmartern lassen. Indes wären die fünfzig Jahre vorbeigegangen, ohne daß sich jene Prophezeihung des Wundertäters erfüllte.

Wie würden wir einen solchen Menschen beurteilen? — Es sei jedem einzelnen überlassen, wie er ihn beurteilen würde. Nur soviel sei gesagt, daß heutigen Tages kein gebildeter Mensch mehr in einem solchen Wundertäter einen Gottessohn, geschweige denn Gott selbst erblicken würde. Im Gegenteil, die eine Tatsache der nichterfüllten Prophezeihung würde genügen, ihm auch den letzten Rest von Glaubwürdigkeit in Bezug auf seine Wunder zu nehmen, die er vor einem überaus ungebildeten Publikum gewirkt und von denen wir einzig durch zwei seiner Anhänger Kenntnis besäßen. Kurz, wir würden es nicht nur weit

von uns weisen, einem solchen Manne göttliche Ehre zu erteilen; sondern würden frei und offen erklären, daß er, gelinde gesagt, höchst überspannt war. Aber sei dem wie auch immer, ich meine nur soviel, daß, wie wir jenen Menschen beurteilen würden, genau so müßten wir heute auch Christus beurteilen. Angesichts der Wahrheit gibt es keine Zurückhaltung, keine Schranken, keine Bedenken mehr. Christi Gottheit ist durch nichts mehr zu retten. Durch jene gescheiterte Prophezeihung hat er sich selber die Grube gegraben. Allen schriftlichen Äußerungen gegenüber steht hier eine Tatsache, die jede Rede verstummen läßt.

Ich selbst bin auch Christusgläubiger gewesen; ja ich war sein Priester: Priester Christi und Priester Gottes. Und wie ich früher Christi Gottheit begeistert verkündigt und verteidigt habe, so behaupte ich heute vor aller Welt und rufe es jedem zu: daß Christus weder Gott noch Gottessohn war; ja ich bestreite ihm jedwede religiöse Autorität, nachdem er durch jene Prophezeihung seine Apostel und Jünger, ja die ganze Christenheit in Irrtum geführt und sie um ihre größte Hoffnung gebracht hat — um keinen schärferen, treffenderen Ausdruck zu gebrauchen. Mit einem Worte: für mich ist Christus kein Gott mehr.

Was werden nun meine früheren Kollegen, die Herren Theologen, dazu sagen? Ich weiß, insbesondere von meinen früheren Mitbrüdern, daß, wie ich in ehrlichem Glauben Christi Namen gepredigt, so auch sie aus reiner Überzeugung es taten. Und ich weiß, daß sie und ich als Suggerierte nicht in der Prophezeihung Christi eine verfehlte Verheißung erkannt haben. Ich möchte nur wünschen, daß sie alle, wie sie bisher der vermeintlichen Wahrheit die Ehre gaben, so heute in voller Erkenntnis der Dinge die Ehre der wirklichen Wahrheit geben.

Ja ich verlange, daß der gesamte Klerus aller christlichen Konfessionen mit größter Unvoreingenommenheit zu der hier behandelten Prophezeihung Christi Stellung nehme und offen und frei die Wahrheit bekenne. Ich verlange vor aller Welt und im Namen der Wahrheit, daß die öffentliche Meinung durch den Klerus fürderhin nicht mehr irregeführt werde mit religiösen Lehren einer überholten Zeit, die der Wahrheit geradezu ins Antlitz schlagen. Ich verlange endlich, daß die kirchlichen Behörden in keiner Weise sich der freien Meinungäußerung ihres Klerus über diesen Gegenstand widersetzen oder gar mit Maßregeln da eingreifen, wo es gilt, die volle Wahrheit ans Licht zu bringen.

Indes wende ich mich auch an jeden modern gebildeten und modern denkenden Christen, einerlei welcher Konfession, und fordere ihn auf, sich von der religiösen Bevormundung loszusagen und selber als Mann oder Frau seine Entscheidung zu treffen. Nachdem Christus und die Schrift selber auf so einwandfreie Weise bewiesen, daß an eine Gottheit Jesu nicht zu denken ist, muß es für jeden, der nicht Fanatiker ist, leicht sein, die notwendigen Schlüsse und Folgerungen hier zu ziehen.

Oder glaubt jemand: Christus könne möglicherweise doch noch wiederkommen? Nun und nimmer! Eine Prophezeihung, die sich nicht erfüllt hat, ist überhaupt keine Prophezeihung — kann sich also auch nicht mehr erfüllen. Die Christenheit glaubt freilich noch an ein jüngstes Gericht. Aus der Kirchengeschichte wissen wir, daß vor dem Jahre 1000 allenthalben entsetzliche Szenen der Verzweiflung sich abspielten aus Angst vor dem jüngsten Tage, den man gekommen glaubte. Nun soll es das Jahr 2000 sein. Ich erinnere mich, wie man uns im Kloster schon in früher Jugend den Kopf damit erfüllte. Wir hatten einen Lehrer im Deutschen, Pater W. W., der in der deutschen Stunde uns mit Vorliebe aus Brentanos Katharina Emmerich und anderen Büchern über das jüngste Gericht

vorlas. Er rechnete uns vor, daß jedenfalls die Großmutter des Antichrists schon geboren sei. Auch wies er uns auf die bekannte Prophezeihung hin, wonach es nur noch 7 Päpste geben soll. Und da die Durchschnittsregierung eines Papstes etwa 7—8 Jahre beträgt und außerdem das Christentum jetzt auf der ganzen Welt gepredigt worden ist, so waren wir überzeugt, daß im Jahre 2000 das Weltgericht stattfinden muß.

Lauter Wahn! Die Welt wird nach dem Jahre 2000 noch genau so weiter bestehen wie nach dem Jahre 1000 — wahrscheinlich ohne die christliche Religion — sicherlich ohne Päpste.

Und nun noch eine Frage: Wie kam es, daß man den Irrtum Christi nicht sogleich erkannte und darauf ihn und seine Lehre ablehnte? Es gibt außerordentlich viele Gründe dafür. Der Kürze halber deute ich sie nur an:

Erstens hatte Christus weder Jahr noch Tag für seine Wiederkunft angesetzt, sodaß also niemand mit Bestimmtheit sagen konnte: jetzt ist die Prophezeihung als gescheitert zu betrachten.

Zweitens: Niemand von den ersten Christen hätte es gewagt, gegen die ihnen erhabene, ja göttliche Person Christi zu zeugen und ihn einer Unwahrheit zu bezichtigen, während noch das Blut der Märtyrer für den Glauben an Christus floß.

Drittens: Die Bibel war damals nur wenig verbreitet und nur in Bruchstücken bekannt, und auch das nur bei Wenigen. Das Evangelium wurde vielmehr nur durch das Wort der Priester verkündet, was nur dazu beitrug, die Sache zu verschleiern.

Viertens: Die es hätten wissen können und müssen, die Geistlichkeit, hatte weder Interesse daran, durch eine derartige Aufklärung der Tatsachen Selbstmord zu begehen, noch hätte sie es gewagt, dem Volke die ungeschminkte Wahrheit mitzuteilen. Außerdem gab es in der ersten christlichen Zeit keinerlei Theologie, und die Lehre Christi und der Apostel wurde mit der größten Kritiklosigkeit von der damals noch ungeschulten Geistlichkeit übernommen und weitergegeben.

Fünftens: Die Christenheit setzte sich in den ersten Jahrhunderten fast ausschließlich aus den niederen und höchst ungebildeten Volksschichten zusammen, fast lauter Analphabeten, die die Schrift nicht einmal zu lesen vermochten und jedwede religiöse Unterweisung dankbar entgegennahmen, ohne sie hinreichend zu prüfen.

Sechstens: In späteren Zeiten ward die Bibel nicht mehr im Urtext gelesen, sondern nur in äußerst schlechten Übersetzungen, die nur selten den wahren Sinn des Originals erkennen und erfassen ließen.

Siebentens: Die Auslegung der Bibel gestaltete sich in der Folge derartig willkürlich, daß man in jedem Wort und jedem Satz einen siebenfachen Sinn zu finden glaubte (nur nicht den richtigen), was natürlich sehr dazu beitrug, das Verständnis der „Heiligen Schrift" zu erschweren und ihren wahren Sinn zu verdunkeln.

Achtens: Viele der oben genannten Schwierigkeiten für die Erfassung des wirklichen Sinnes der Schrift sind auch heute noch nicht verschwunden. Die Bibeltexte strotzen auch jetzt noch von Unrichtigkeiten und Mißverständnissen. Die Exegese treibt nach der einen Seite eine höchst unfruchtbare Textkritik, die zu den tollsten Auswüchsen namentlich in Nordamerika geführt hat, nach der anderen Seite eine wahrhaft wuchernde Bibelerklärungsucht. Beide Richtungen

übersehen vollkommen das Wichtigste, nämlich zuerst den Sinn der Bibel zu erfassen und festzustellen. Ich selbst habe volle sechs Jahre gebraucht, um eine korrekte Übersetzung der Briefe Pauli anzufertigen und herauszugeben. Trotzdem müßte die erste Auflage noch an mehr als 50 Stellen verbessert werden, um ganz getreu zu sein, abgesehen von den Druckfehlern, die noch hinzukommen.

Man sieht also, daß ganze Berge von Schwierigkeiten der Aufdeckung der Wahrheit entgegenstanden und noch entgegenstehen. Das dürfte schwerlich jemand besser wissen als ich, da ich mitten im religiösen und theologischen Leben stand und weiß, was es mich selbst gekostet hat, die Wahrheit zu finden.

Alles das soll und darf nicht abschrecken. Denn es gilt zu verhindern, daß die Völker noch weiterhin im religiösen Irrtum erzogen werden. Es gilt zu verhindern, daß ungezählte Jugendliche, wie es bei mir der Fall war, schon in Kinderjahren einem religiösen Leben ohne Grund und Sinn zum Opfer fallen und die ganze Jugend, ja das ganze Leben unnützerweise einem leeren Wahn widmen. Und es gilt schließlich, den größten Stein des Anstoßes in der Völkerverständigung (oder wer möchte bezweifeln, daß der interkonfessionelle und interreligiöse Haß der tiefste ist?) endgültig zu beseitigen.

Genug des religiösen Irrtums! Genug des Christentums! Die moderne Menschheit will etwas Irrtumfreies, der Erkenntnis der Zeit nicht Widersprechendes. Sie will die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und sie wird sie erhalten!

Möge bald eine reinere Gottesidee der Menschheit neue Wege und neue Bahnen weisen, nachdem alle bisherigen Gottesbegriffe ihre Unzulänglichkeit und Ohnmacht mehr als notwendig erwiesen haben! *)

Auf zur Wahrheit!

Nachdem ich in den vorhergehenden Kapiteln die Hinfälligkeit der christlichen Grundlagen und Ideen nachgewiesen habe, ist die Trägerin dieser Ideen, die christliche Kirche, eigentlich schon als erledigt zu betrachten und das umso mehr, als auch das „Nicht-Göttliche" in der Kirche jene göttliche Herkunft verneint, auf die sich die Kirche mit Vorliebe beruft, um ihre Forderungen und Handlungen zu rechtfertigen.

Unbeirrbar mußte ich im klaren Licht der Erkenntnis der Wahrheit hier eines nach dem anderen stürzen, dem ich so lange und so unablässig gedient habe! Glaubt wohl, viel tiefes Leid lag hinter mir, ehe ich das konnte!

Wer als Priester an sein heiliges Amt geglaubt, wer bestrebt war, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, wer sich die Liebe seiner Pfarrkinder gewonnen und selbstlos „im Weinberge des Herrn" gearbeitet, so manches Leid gestillt, „ewigen Trost" gespendet, Kranke aufgerichtet, totwunde Seelen „geheilt" und auf bessere Pfade gebracht, mit Feuereifer und Erfolg das Wort Gottes zu verkünden verstand, die Lasten seines Berufes ergeben trug, seine Versuchungen im Andenken an heilige Verpflichtungen zurückwies — wie sollte es den nicht schmerzen, wenn er nach sorgfältigem Studium endgültig zu dem Ergebnis gelangt, daß er nicht die Wahrheit, sondern den Irrtum vertritt und all sein Wirken vergeblich ist?!

---

*) Diese „reine Gottesidee" hat Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihren Werken den Völkern gegeben. Der Herr Verfasser kannte sie bei Niederschrift seines Werkes nicht. Der Verlag.

Als ich am 21. Januar 1924 meine letzte Messe las, hätte mir das Herz vor Weh brechen mögen und ich wäre glücklich gewesen, wenn der Tod mich damals ereilt hätte. Wie ich nach der Messe die priesterlichen Gewänder für immer ablegte, da war es mir, als ob mit jedem Kleidungsstück auch ein Stück meiner Seele wegginge, und es bedurfte langer Zeit, um mich wieder auf mich selbst zu besinnen. Damals habe ich den größten Schmerz meines Lebens verkostet; doch habe ich nie, auch nur einen Augenblick, meinen Schritt bereut und würde ihn jedesmal wiederholen, wenn ich in die gleiche Lage käme.

Dann aber erlebte ich den göttlichen Frieden und die heilige Kraft der Wahrheit! Heute, wo ich alles übersehe, was hinter mir liegt, ist es mir, als ob ein böser Traum von mir gewichen wäre, ein Bann, in dem ich gefangen lag. Das Bewußtsein der Wahrheit hebt mich weit über alles hinaus, was die Vergangenheit irgendwie an Erinnerungen bietet. Und so wird es jedem ergehen, der beherzt dem Weg der Wahrheit folgt, unbekümmert um Rechts und Links. Denn diese Wahrheit befreit uns von allen jenen religiösen Wahnversprechungen und Wahndrohungen, die nur dazu dienen, den Zwiespalt in das menschliche Herz hinein zu tragen, es mit Gegensätzen zu erfüllen und bald in Furcht und Schrecken zu jagen, bald mit leeren Hoffnungen zu täuschen. Es verschwinden ferner all jene unwahren, weil unwirklichen, religiösen Empfindungen, mit denen uns die Geistlichkeit so gerne erfüllte; und statt fremder Beeinflussungen bildet sich in uns die Gotteserkenntnis, in der es freilich keinen Himmel mit Engeln und Heiligen gibt, aber sicherlich auch keine ewige Hölle mit Teufeln und bösen Geistern — und die gleiche Wahrheit verleiht uns ein Leben wirklicher Ruhe und selbstbildender Entwicklung, frei von aller Bevormundung durch Priester und Kirche, was wir früher nicht gekannt haben.

Endlich aber befreit uns die Wahrheit von all jenen welschen Elementen, die uns die jüdisch-christliche Religion gebracht. — Wer auch hatte jenen jüdischen Zeloten das Recht gegeben, mit ihren törichten Phantasien die Welt zu erfüllen und sich anderen Nationen in der Weise aufzudrängen, wie sie es getan? Wer gab ihnen das Recht, ihre religiösen Gebilde unter Androhung eines nahen Weltgerichtes, das nicht stattfand, und unter Androhung ewiger Strafen, der Welt aufzuzwingen und so die Menschheit mit den Netzen und Stricken ihrer jüdischen Kultur zu umgarnen? Es wäre tausendmal besser gewesen, sie hätten all ihren Wahn für sich behalten und ihre Ideen zum Wiederaufbau ihres eigenen Volkes benutzt, statt die Welt damit zu erfüllen und in jedem Volke eine Kultur zu schaffen, die als Mischmasch unvereinbarer Dinge den Todeskeim in sich trug und innere Zersetzung brachte.

Haben wir nicht lange genug unter dieser „Kultur" gelitten, die innerlich uns zersetzte und äußerlich keinen Frieden zu schaffen im Stande war? Werden nicht die christlichen Völker mit jedem Tage kränker statt gesünder? Und warum? Wir fühlen es alle instinktiv — weil ein Gift unseren Volkskörper und Volksgeist zersetzt; weil eine krankhafte Kultur uns beherrscht, eine Kultur, die einen Pestkeim enthält, der an uns nagt und zehrt, uns aufreibt und zermalmt.

Völker Europas und Amerikas! Besinnt Euch auf Euch selbst! Das Christentum ist nur eine Maske, unter der das Judentum Euch in seine todbringenden Arme schließt und Euch zerdrückt!

Völker Europas und Amerikas! Befreit Euch von Eurem einzigen, wahren Feinde, ehe es zu spät ist und Ihr zu willenlosen und wehrlosen Opfern Judas

geworden seid. Nichts Jüdisches darf mehr in Euch bleiben, weder offen noch geheim, wenn Ihr Eure Freiheit und Euer Gotterleben retten wollt.

Völker Europas und Amerikas! Nur ein einziges Wort kann Euch retten, ein Wort, das künftig und immer von einem Ende der Welt zum anderen erschallen soll, ein Wort, das uns allen zum heiligsten Wahrspruch werden muß, das Wort:

Los vom jüdischen Christus! Los vom jüdischen Christentum! Los von allem, was jüdisch und christlich genannt wird! — Reinigt Euch von ihm und wahrt Euch vor ihm, so wahrt Ihr Eure heiligsten Güter!

Was habe ich Euch bewiesen

1. Katholiken!

Ihr habt gesehen, daß die katholische Kirche von der Lehre Christi theoretisch und praktisch kaum noch die Spur besitzt!

Nicht theoretisch! Denn die Theologie hat die Lehre Christi durch einen Wust von Satzungen ersetzt, die genau so viel wert sind wie die Theologie selber.

Nicht praktisch! Denn wie der Vergleich zwischen dem Leben Christi und der Apostel auf der einen Seite und dem Leben ihrer Nachfolger auf der anderen Seite zeigt, kann der Gegensatz kaum größer sein.

Wer ist da nicht versucht, die ganze Kirche als eine ungeheure [illegible], um nicht zu sagen [illegible], an der Lehre Christi zu bezeichnen?

In der Tat! Die Theologen der früheren Jahrhunderte mit den Päpsten an der Spitze haben sich einen [illegible] zuschulden kommen lassen, der sich mit Worten gar nicht wiedergeben läßt. Es ist ganz zweifellos der größte [illegible], die je verübt wurden. [illegible]

Katholiken! Auf zur Tat! Mit Wahnworten und Wahnwerten hat man Euch umgaukelt! Sagt Euch los von all dem als Irrtum Erkannten! Nicht aus Haß, nicht aus Abneigung, nein, aus reiner Überzeugung sage ich Euch: Eure Religion ist eitel und eitel Euer Glaube!

Katholiken, die ich überzeugt habe, tretet in Massen aus der Kirche aus! Los von Rom! Das sei Euer künftiges Losungwort!

Los von Rom und seinen Päpsten!

Los von Rom und seiner Religion! Wenn Ihr erst frei seid, werdet Ihr wissen, wie gut Ihr daran getan habt, Eurer Überzeugung gemäß zu handeln und in der heiligsten Frage des Lebens wahr, ganz wahr zu sein. Und darum nochmals:

Los von Rom!

2. Protestanten!

Auch Eure Kirche ist nicht die Religion Christi! Auch Ihr habt ein Kirchentum, aber kein Christentum! Und wäre es auch Christentum — das Christentum ist eitel! Es ist genau so ein Wahn wie jede andere herrschende Religion. Und wie jede andere Religion bisheran nur zur Knechtung der Menschen gedient hat, so auch die christliche Religion. Die Geknechteten aber seid Ihr! Das müßt Ihr nun doch selber erkennen.

Da habt Ihr Euch — dank der Kirche — mehr als dreihundert Jahre mit Euren katholischen Volksgenossen gezankt und seid dabei genau so irregeführt und getäuscht worden wie diese. Wollt Ihr Euch noch weiter am Gängelband führen lassen? Gebt doch dieser Religion, die Euch hassen gelehrt, den verdienten Gnadenstoß und versöhnt Euch mit Euren Stammesbrüdern!

Protestanten! Sagt Euch los von der Kirche! Um religiös zu sein, braucht Ihr weder Kirche noch Geistliche. Die Religion trägt man im Herzen!

Protestanten! Reißt die Ketten entzwei, mit denen das jüdische Christentum Euch der Freiheit beraubt und Euch verwelscht hat.

Protestanten! Seid nicht mehr Protestanten! Seid nicht mehr Christen!

3. Geistliche aller Konfessionen!

Das Gesagte gilt vor allem für die Geistlichkeit, die meine Ausführungen besonders verstehen muß und in ihnen unwiderlegliche Beweise gegen die Kirche finden wird. — Im Jahre 1923 habe ich einer ganzen Reihe von katholischen Geistlichen den ersten Teil dieses Buches gezeigt und eingehend mit ihnen besprochen. Alle, ich wiederhole, alle baten mich, das Manuskript, mit dem sie höchst einverstanden waren, zu publizieren. Sie brannten geradezu darauf, die Wirkung dieser Veröffentlichung auf die Behörde zu sehen, und knüpften sicherlich große Hoffnungen daran für ihre eigene Zukunft. Hoffentlich befinden sich nun auch diese „alle" unter denen, die sich rückhaltlos zur neuen Sache bekennen.

Diese neue Sache ist, das dürfen wir uns nicht weiter verhehlen, eine vollständige Entchristlichung. Und um dieser Entchristlichung zum Siege zu verhelfen, ist aufrechtes, starkes Handeln unbedingt erforderlich.

4. Christen!

Welcher Konfession Ihr auch angehört: Die Stunde des Christentums hat geschlagen, sein jüngster Tag ist genaht! Mane, Thekel, Phares: Es ist gewogen, gerichtet und zu leicht befunden worden! Werft es hinaus aus Eueren Herzen, hinaus aus Eueren Familien, hinaus aus Euerem Volke, hinaus für Zeit und Ewigkeit!

Wenn ein Christ dieses Buch aufmerksam gelesen hat und soviel Denkkraft besitzt, daß er sich über den Wert meiner Beweise gegen Christi und der Kirche Lehren Rechenschaft zu geben vermag und trotzdem aus menschlichen Rücksichten beim Christentum verharrt, so ist das entehrend und feige zugleich.

Wahrheit und Recht stehen in diesem Kampfe voll erhärtet auf unserer Seite; hoffentlich, nein, ganz gewiß, auch Mut und Entschlossenheit. So kann der Sieg nicht fehlen. Es gilt, einen althergebrachten Irrtum abzulegen; es gilt, längst überholte Anschauungen zu begraben; es gilt, die Welt von dem größten aller internationalen Übel zu befreien!

Willkommen daher alle, die den Ruf der Wahrheit verstehen und sich einreihen in das unermeßliche Heer jener, die entschlossen und bereit sind, für die Wahrheit einzustehen, sich für die Wahrheit zu opfern und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen!

Und noch eins:

Hiermit erkläre ich feierlichst und vor aller Welt meine endgültige Absage an Christus, seinen Namen, seine Religion und seine Kirche sowie alles Judentum!

Das sei das Wort aller, die den Mut haben, der Wahrheit zu folgen!

Anhang

Der judenchristliche Gottheitbegriff

Wer bewundert nicht die Größe der Natur und das Weben und Walten ihrer Kräfte?! Wer staunt nicht über die unendliche Mannigfaltigkeit, Schönheit und Planmäßigkeit der Welt im großen und im kleinen? Wer ist nicht ergriffen von der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, angefangen von der einfachsten Zelle bis zum genau bemessenen Gang der ungeheueren, zahllosen Kolosse, die das All lautlos durchqueren?! — Nun wohl! Wo Weisheit und Macht in unendlicher Fülle und Einheit sich offenbaren, muß der Mensch ehrfurchtvoll vor dem sich neigen, der seine ewige Macht in so unendlicher Weisheit so unzweideutig kundgetan.

Es ist also nicht der Begriff „Gott", gegen den sich diese Zeilen wenden; noch jenes wirklich „Göttliche", das jenseits aller Erscheinungen steht. Meine Ausführungen richten sich vielmehr nur gegen jenes fingierte Wesen, das als Gott Jehovah vom Judenvolk ausschließlich für sich beansprucht wurde, wie die Ägypter es mit Ammon und Ra, die Griechen mit Zeus, die Römer mit Jupiter taten; gegen jenes Wesen, das dann später als ein Gott in drei Personen auftauchte, und zu dessen Himmel nur die alleinseligmachende Kirche den Schlüssel besitzt. — Bereits in den voraufgehenden Kapiteln sahen wir, daß der judenchristliche Gottesbegriff mancherlei Lehren enthält, die wir vernünftigerweise nicht annehmen können. Wir werden nun im folgenden ein Bild dieses Gottes wiedergeben, genau so, wie die Bibel es gezeichnet hat. Der Leser mag dann selbst sich Rechenschaft darüber geben, was er bisher als Gott verehrt und angebetet hat.

Gemäß der Schrift hat dieser Gott das Stammelternpaar der Menschheit, Adam und Eva, aus dem Paradiese vertrieben, weil sie einen Apfel von dem verbotenen Baume gegessen. Nach der Lehre des Dogmas ist dieser Apfelbiß nicht etwa bildlich aufzufassen und von einer anderen Sünde zu verstehen; sondern von einem wirklichen Apfelbiß, so wie die Schrift ihn berichtet. — Die Folge dieses Vergehens der Stammeltern (nach den bisherigen Ergebnissen der Prähistorik ist es ausgeschlossen, daß die Menschen von einem einzigen Elternpaare abstammen) war, daß Gott Adam und Eva samt ihrer Nachkommenschaft aus dem Paradiese vertrieb, sie dem Elend und dem Tode übergab, das beides sie im Paradiese nicht kannten, die Geburt des Menschen, die früher schmerzlos war, peinvoll gestaltete, die Erde verfluchte, sie mit Disteln und Dornen erfüllte, den Menschen zur Arbeit im Schweiße seines Angesichts verurteilte, und durch die Erbsünde den Himmel allen Menschen verschloß, die nicht durch die Taufe (Wasser-, Begierde-, oder Bluttaufe) sich von ihr reinigten.

Es steht hier nicht zur Aussprache, ob und inwiefern diese Lehren wahr sind oder nicht. Wir haben uns hier ausschließlich an den biblischen Bericht und seine Auslegung durch die Kirche zu halten. — Es war das nicht das einzige Mal, daß der Allbarmherzige so ungöttlich handelte. So hören wir ihn zum Volke Israel sagen: „Du sollst alle Völker vertilgen, die der Herr, Dein Gott, in Deine Hand gibt." (Deut. 7, 16.) Daß dies kein Scherz war, sehen wir aus folgendem Text: „Und sie töteten alle Leute in der Stadt (Jericho), Männer und Frauen, zarte Kinder und Greise, außer der Hure Rahab." (Jos. 6, 17. 23.) Das

Gleiche ergibt sich aus folgender Stelle: „Und er (Josua) nahm alle Städte im Umkreise und ihre Könige, und tötete alle Bewohner und schleifte die Städte.“ (Jos. 11, 12.) — Sehr sympathisch war dem Gott der Juden auch der Massenmörder Samson. Denn so lesen wir: „Und der Geist des Herrn kam über Samson, und er ging nach Askalon und tötete dort dreißig Männer, denen er die Kleider auszog, um sie jenen zu geben, die sein Rätsel gelöst hatten.“ (Richt. 14, 19.) Der Mann verstand es, sich seine verlorenen Wetten aus den Rippen seiner Gegner zu schneiden. Ein andermal, als ihn wieder „der Geist des Herrn erfaßte“, nahm er eines Esels Kinnbacken und tötete damit tausend Philister. (Richt. 15, 15.) Dabei handelt es sich hier nicht um Kriegsakte, wie namentlich der erste Fall zeigt; sondern um Taten eines ganz ordinären Lustmörders, der von seinem Volke wie ein Halbgott verehrt wurde, weil er den verhaßten Philistern das Fell gerbte. Aber auch wenn es sich um Kriegsakte gehandelt hätte: Ein Gott, der dazu auffordert, wehrlose Greise und unschuldige Kinder zu töten, und sich mit einem Massenmörder verbrüdert, mag wohl ein Stammesgötze sein, aber kein Gott, der als höchstes Wesen Anbetung und Verehrung beanspruchen könnte.

Von der „Menschenfreundlichkeit“ kommen wir nun auf die „Heiligkeit“ dieses Stammesgottes zu sprechen. Wir wis en, daß Jehovah sich als den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs bezeichnete, und daß seine besonderen Lieblinge David und Salomon waren. Man möchte nun glauben, diese Erzväter und Ergestalten des Alten Bundes hätten sich dementsprechend auch durch ganz besondere Heiligkeit in ihrem Handel und Wandel ausgezeichnet; zumal Gott der Herr Tag und Nacht mit ihnen verkehrte, und sich mit ihnen unterhielt wie mit guten Freunden. Doch von einer Heiligkeit des Lebens ist bei diesen Männern nicht die Rede. Im Gegenteil. Die Schrift erzählt Dinge von ihnen, daß man wirklich nicht weiß, was tiefer zu qualifizieren ist, die Handlungweise dieser Männer, oder die Schrift, die diese Begebenheiten mit aller Breitspurigkeit wiedergibt und sie offenbar ganz natürlich findet, oder schließlich der Gott, der mit diesen Männern eine geradezu innige Freundschaft hegte. — Aber lassen wir die Schrift selber erzählen: „Als er (Abraham) im Begriffe stand, Ägypten zu betreten, sagte er zu Sarah, seiner Frau: Ich weiß, daß Du ein sehr schönes Weib bist. Und wenn die Ägypter Dich sehen, so werden sie sagen: das ist sein Weib. Und alsdann werden sie mich töten und Dich für sich behalten. Sage also bitte, daß Du meine Schwester bist, damit ich gut aufgenommen werde wegen der Liebe, die sie zu Dir hegen; und rette mein Leben um des Respektes willen, den man Dir zollt. — Als nun Abraham in Ägypten einzog, sahen die Ägypter, daß das Weib sehr schön war. Und die Höflinge brachten Kunde davon an Pharao. So wurde sie zum Palaste Pharaos gebracht, und aus Respekt vor ihr behandelten sie Abraham gut und er erwarb sich Schafe, Ochsen, Esel, Sklaven und Sklavinnen, Eselinnen und Kamele. Aber Gott strafte Pharao und seinen Hof mit sehr großen Plagen wegen Sarah, Abrahams Weib. Deshalb ließ Pharao den Abraham rufen und sagte ihm: Was hast Du mit mir angefangen? Weshalb sagtest Du mir, sie sei Deine Schwester, und gabst mir so die Gelegenheit, mit ihr zu schlafen? Nun nimm Dein Weib und gehe?“ (Gen. 12, 11.) — Das gute Geschäft, das Abraham mit der Verschacherung seiner Frau gemacht hatte, schien ihn zu ermutigen. Denn er wandte später ein zweites Mal die List an, wie die Schrift berichtet: „Als Abraham von dort nach Süden zog, wohnte er zwischen Kades und Sur und ließ sich in Gerara nieder. Und in-

dem er von Sarah sprach, gab er zu verstehen, daß sie seine Schwester war. Deshalb ließ Abimelech, der König von Gerara, sie holen und nahm sie in Besitz. Aber Gott erschien in der Nacht im Traume dem Abimelech und sagte ihm: Schau, Du wirst sterben wegen der Frau, die Du genommen, denn sie hat einen Mann. Nun muß man wissen, daß Abimelech sie noch nicht berührt hatte, und daher antwortete er so: Wie, Herr, Du strafst mit dem Tode einen Unwissenden, aber Gerechten und Unschuldigen? Hat er nicht selbst mir gesagt: Sie ist meine Schwester. Und auch sie bestätigte: Er ist mein Bruder. Ich tat es mit schlichtem Herzen und mit reiner Absicht. — Und Gott sagte ihm: Ich auch weiß, daß Du das mit schlichtem Herzen getan hast, und deshalb habe ich Dich gewarnt, gegen mich zu sündigen und gestattete nicht, daß Du sie berührtest. Und jetzt gib das Weib ihrem Manne zurück; denn er ist ein Prophet und wird für Dich beten, und Du wirst am Leben bleiben ... Und Abraham betete und Gott heilte Abimelech und seine Frau und Nebenweiber, und sie bekamen wieder Kinder. Der Herr hatte nämlich allen Weibern des Hauses Abimelech den Muttermund verschlossen." (Gen. 20, 1.) — Was an diesen beiden Erzählungen am meisten interessiert, ist, daß die Schrift, statt das Verhalten Abrahams zu mißbilligen, ihm vielmehr göttliche Hilfe angedeihen läßt und so Gott der Herr das schmutzige Geschäft des Stammvaters der Juden geradezu fördert. Und dieser Jehovah nun soll das höchste Wesen sein, und Abraham der Mann, dem die größten, göttlichen Verheißungen gemacht wurden und der als Muster und Vorbild allen Juden stets vor Augen gestellt wurde.

Im übrigen war auch die ganze Familie Abrahams nicht anders. Als nach dem Untergange Sodomas und Gomorrhas Lot, der Bruder Abrahams, von dort wegzog, und seine beiden Töchter befürchteten, ohne Mann zu bleiben, machten sie ihren Vater betrunken und übten in diesem Zustande den Beischlaf mit ihm aus. (Gen. 19, 31.) — Auch Judas, der eigentliche Stammvater der Juden, Sohn Jakobs, fügt sich würdig diesen Gestalten an. Einst traf er auf offenem Felde ein Weib an, die er für eine Hure hielt, zumal sie sich dementsprechend gekleidet hatte. Er bat sie, ihm den Beischlaf zu gestatten, und sie willfuhr ihrem — Schwiegervater (Gen. 38, 15.)

Wir kommen nun auf den „heiligen" König David zu sprechen. Rühmend hebt die Schrift hervor, daß dieser Leichenschänder für 100 Philistervorhäute, die er besiegten Philistern abschnitt, Sauls jüngste Tochter zur Frau erhielt. Vom Hirtenknaben zum König geworden, legte er sich, um seiner königlichen Würde einen gebührenden Ausdruck zu verleihen, wie die Schrift bezeugt, einen umfangreichen Harem zu, in welchem er des Nachts mit seinen Weibern vermutlich die Psalmen sang, die er am Tage dem Herrn fabriziert hatte; wofür dieser dann einen angeregten, freundschaftlichen Verkehr mit ihm unterhielt. Er war auch sonst ein sehr tugendreicher König, wie folgende, edle Charakterzüge beweisen. So ließ er einen seiner Hauptleute umbringen, um dessen Frau Bethsabee, mit der er schon längere Zeit lebte, in endgültigen Besitz zu nehmen. — An den Nachkommen Sauls rächte er sich in der gemeinsten Weise. Einst herrschte eine dreijährige Dürre in Israel. Schuld trugen die Gabaoniter, die von Saul sehr übel behandelt worden waren, und deshalb Israel verfluchten. Also ließ David die Gabaoniter kommen und fragte sie, wie er ihren Zorn stillen könne. Sie antworteten: „Man gebe uns sieben Männer von den Söhnen Sauls, um sie dem Herrn in Gabaa zu kreuzigen. Und der König sagte: Ich werde sie Euch geben." (2. Sam. 21, 6.) Die Unglücklichen wurden ausgeliefert und in der entsetzlichsten

Weise zu Tode gefoltert. David aber freute sich, auf diese Weise seine persönlichen Feinde losgeworden zu sein. — Als er im hohen Alter des Nachts fror, ließ er im ganzen Land das schönste Mädchen aussuchen, eine Sunamitin, damit sie ihn „erwärme", während wir gewöhnliche Sterbliche im gleichen Falle uns mit einem erwärmten Ziegelstein oder höchstens einer Wärmflasche begnügen müssen. Die Bibel ist nun ganz entzückt darüber, daß David das Mädchen nicht schwanger gemacht habe, und will die Impotenz dieses aufgebrauchten Lebemenschen als Enthaltsamkeit anpreisen. Das gleiche tut der große heilige Augustin in einer seiner Reden, woran man die Blindheit erkennen kann, mit der selbst „große" Leute geschlagen werden, wenn religiöse Vorurteile ihren Geist erfüllen. — Das ist nun der ganz besondere Liebling Gottes, der Stolz der Juden, der Stammvater Christi, der noch heute als der große heilige König David in der Christenheit verehrt und als Heiliger gepriesen wird. Ich möchte aber keinem anraten, in die Fußstapfen seiner Heiligkeit zu treten und seine hehren Tugendbeispiele nachzuahmen, denn: Quod licet Jovi, non licet bovi.

Wer sich dagegen ein Gleiches erlauben durfte wie David, war sein noch größerer Sohn, der ebenfalls „heilige" König Salomon. Von dessen Heiligkeit erzählt die Schrift folgende erbauliche Geschichten. Um die Macht und den Glanz seines Hofes darzutun, nahm er: „700 Weiber, die wie Königinnen waren, und 300 Kebsweiber." (1. Kön. 11, 3.) An Zerstreuung fehlte es ihm also nicht. Bald darauf erschien ihm der Herr, während er in seinem Harem träumte, und fragte ihn, was er begehre. Und Salomo, man höre und staune, erbat sich Weisheit vom Herrn. Ob er nun diese benötigte, um sein Weiberregiment in Zaume zu halten, oder um das Hohe Lied zu schreiben, weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß diese Erzählung, wie die Schrift sie berichtet, nur eine Farse war, die lediglich dazu diente, den König in den Augen seines Volkes als den Gesalbten des Herrn erscheinen zu lassen, und die damalige, kindische Kritiklosigkeit der Menschen für das Königtum von Gottes Gnaden auszubeuten. — Was aber das Hohe Lied Salomons betrifft, so ist es nichts anderes, als eine nackte Verherrlichung der sinnlichen Liebe, ohne die geringste Beziehung auf Gott und die Religion. Dabei wird in diesem Liede der geschlechtliche Verkehr mit einer derartigen Offenheit behandelt, daß die Juden sich genötigt sahen, die Verse des Liedes so umzustellen, daß nur Eingeweihte ihren vollen Sinn verstanden. Außerdem durften es nur jene Juden lesen, die 23 Jahre alt waren. Und dieses Lied befindet sich in der „Bibel", und gilt ebenfalls als vom Heiligen Geiste inspiriert.

Und nun, lieber Leser, wenn Du Dir dieses ekelhafte Bild von niedriger Erbärmlichkeit, zügellosen Leidenschaften und unverzeihlichen Nichtswürdigkeiten vor Augen hältst, das das Alte Testament da entrollt, und siehst, daß ein Jehovah mit wahren Wüstlingen und Scheusalen von Menschen wie mit seinesgleichen Tag und Nacht verkehrte, sie mit Wohltaten überhäufte, dagegen ihre Feinde blindwütig vernichtete, wenn Du ferner siehst, daß dieser gleiche Jehovah, wie jedweder andere Nationalgötze der damaligen Zeit, sich ausschließlich zum Beschützer und Behüter einer handvoll Menschen aufwirft, dagegen den anderen, größeren Teil der Menschheit durch jene seine Lieblinge mit Weib und Kind abschlachten läßt, kannst Du dann noch ehrlich glauben, daß dieser Jehovah das höchste Wesen war? Nimmt man noch hinzu, daß die anderen orientalischen Völker in ganz ähnlicher Weise einen Nationalgötzen besaßen, mit dem ihre Könige oder vielmehr ihre Hohenpriester verkehrten, Offenbarungen und Befehle

erhielten usw., so sieht man, daß der Jehovah der Juden auch nichts anderes war, und nur dazu diente, die Handlungen der Staatslenker zu beschönigen und das Volk im Glauben an ihre Auserwählung zu erhalten, so lange sie dem Hohenpriester willfährig waren.

Ist es aber nicht empörend, daß man so auch nur den Namen des Göttlichen mißbraucht hat und ihn mit einem Auswurf von Menschen in Verbindung brachte, deren sittlicher Tiefstand geradezu einen Rekord geschlagen hat?!

Das soll genügen, um zu zeigen, wie hier das Göttliche entgöttlicht wurde. Daß sich das vernichtend auf das jüdische Volk auswirkte und damit schließlich auf alle Völker, ist nur zu klar.

Daß ich hier die Wahrheit sage, wird wohl niemand bestreiten; daß diese Wahrheit ungelegen kommt, ist nicht meine Schuld. So lange wir uns aber die Wahrheit verhehlen, gestehen wir, daß wir nicht reif für sie sind. Und so lange wir fremde Giftkultur und giftige Fremdkörper in uns dulden, werden wir nie gesunden.

Vielleicht glaubt aber jemand, der Christengott sei ein anderer, besserer, als der Gott der Juden. Er würde sich sehr täuschen! Zwar versuchte Christus, den Gott der Juden in ein anziehenderes Gewand zu kleiden und ihn mit einer höheren Moral zu umgeben. Indes schlug der Versuch fehl; ja, das Bild wurde in gewisser Weise noch verschlimmert. Denn während Jehovah seine Feinde nur am leiblichen Leben strafte, predigte Christus die Rache Gottes für das Jenseits, wo eine ewige Hölle all jener wartet, die nicht auf die Stimme seines Sohnes hören. Zwar verlangt Christus von seinen Dienern mehr innere Moral als äußere, so daß die bloße Zugehörigkeit zum Christentum noch nicht zur Rechtfertigung genügt. Aber der Charakter der Meistbegünstigung einer kleinen Schar, die zum Himmel gelangt, und die Verstoßung der großen Menschheitmasse blieb auch im Christentum bestehen und ist durch das Ewigkeitmerkmal weit schlimmer, als die zeitliche Auserwählung der Juden. Dazu kommt noch die große Ungleichheit der Mittel für Auserwählte und Verdammte. Während da ein kleiner Teil der Menschheit, die Christen, sich durch Taufe, Beichte, Ablässe usw. völlige oder teilweise Straffreiheit mit Leichtigkeit zusichern, obwohl sie genau so oder noch schlimmer darauf lossündigen wie ihre weniger glücklichen Mitmenschen, sind dem restlichen, weitaus größeren Teil der Menschheit all diese Mittel versagt; sie bilden somit eine wahre Massa damnata, von der nur schwerlich irgend jemand sich zu retten vermag. — Und diese christliche Gottesidee gab den Grund dafür ab, daß zahllose blutige Verfolgungen in den verflossenen Jahrhunderten stattfanden, nicht nur der Christen gegen die Heiden und Araber, sondern fast noch weit mehr der Christen gegen Christen. Ich erinnere nur an die Zeiten des Arius, des Abfalles der griechisch-russischen Kirche, der Reformation etc. und an die Ketzer- und Hexenverbrennungen; wobei man glaubte, Gott und seiner Sache einen Dienst mit derartigen Morden zu erweisen. Ich selbst bin mir wohl bewußt, daß, wenn die Kirche heute noch die Macht von früher besäße, der Scheiterhaufen auch mein Anteil sein würde. — Und wenn man an den Weltkrieg zurückdenkt, wo ein und dieselbe Kirche, ein und dieselbe Religion, ein und derselbe Gott die Waffen segnete, die dazu bestimmt waren, Christen durch Christen morden zu lassen, wo die Priester und Hohepriester ein und desselben Jehovahs Kriegsreden hielten, um Christen gegen Christen aufzuhetzen, so ist das nicht nur ein evidenter Beweis des Bankrottes des Christentums, sondern fast noch mehr der Wertlosigkeit seiner Gottesidee,

die bei den Juden wenigstens ein Band nationaler Einigung bildete, dagegen im Christentum zum Ausgangspunkt und Urgrund des furchtbarsten interreligiösen und interkonfessionellen Hasses wurde, der nicht nur Volk gegen Volk aufreizte, sondern auch die Saat der Zwietracht in das eigene Volk hineintrug, wie dies ganz besonders beim Deutschen Volke der Fall war und noch ist. — Wo bleibt da schließlich der Fortschritt der christlichen Gottesidee gegenüber der jüdischen? In der Tat, jeder Fortschritt wird durch einen Rückschritt ausgeglichen. Indes ist es ja auch im Grunde ein und derselbe Jehovah, der in beiden Religionen herrscht und sich noch viel ähnlicher geblieben ist, als die Amtstracht der Hohenpriester des Alten und Neuen Bundes einander ähnlich sind.

Wie aber können angesichts alles dessen die Diener des neutestamentlichen Jehovahs noch ihre Augen verschließen und auch weiterhin noch dem Volke einen Gott vorpredigen, der kein Gott ist, und unter dem Deckmantel der Religion eine die das Unmöglichste ist, was sich erdenken und ersinnen läßt! Quousque tandem! ! ! !

Mendoza in Argentina, Idibus Januariis MCM33

Francisciscus Griese

Pio XI. Papae

Salutem

Sanctitati Vestrae opusculum meum nuperrime editum hac via mittere mihi liceat, quod utile atque necessarium judicavi, quia hoc libello causas rationesque adduxi, quae mihi, Ecclesiae Catholicae quondam socerdoti persuaserunt, ut habitum sacerdotalem deponerem fidemque deficerem.

Ne ignoscat Sanctitas Vestra, libellum meum non solum Ecclesiae doctrinam, praesertim sacramentorum vehementissime aggredi, sed etiam ipsius Christi personam, cuius proximi adventus sui vaticinationem falsam atque fallacem arguit quin immo ad oculos demonstrat.

Quapropter Sanctitas Vestra, defensor fidei per excellentiam videat, si qua refutari possint argumenta libri istius, ne quid detrimenti capiat neque fundamentum Ecclesiae neque grex fidelium.

Quae scripserim, coram quibuslibet Sanctae Sedis theologis palam defendere paratus sum, cuando ubique Sanctitas Vestra jubeat.

De hac epistola, proximae opusculi mei editioni adjuncta, ephemeridibus mundum certiorem faciam.

Vale

Poste restante Mendoza, Argentina. Franz Griese

Mendoza, Arg., den 15. Januar 1933

Franz Griese (entbietet)

dem Papste Pius XI.

Gruß.

Es sei mir gestattet, Eurer Heiligkeit mein jüngst herausgegebenes Werk auf diesem Wege zu übersenden; was ich deshalb für nützlich ja notwendig erachtet habe, weil ich in diesem Buche die Ursachen und Gründe anführe, die mich, den ehemaligen Priester der kath. Kirche bewogen haben, meinen Priesterrock abzulegen und vom Glauben abzufallen.

Möge Euere Heiligkeit nicht übersehen, daß mein Buch nicht nur die Lehre der Kirche, insbesondere von den Sakramenten schlagend widerlegt, sondern auch die ureigene Person Christi, dessen Prophezeihung von seiner baldigen Wiederkunft es als unzutreffend beschuldigt, ja sogar vor aller Augen nachweist.

Deshalb wolle Euere Heiligkeit, als Verteidiger des Glaubens per Exzellentiam, zusehen, ob die Beweise dieses Buches irgendwie widerlegt werden können, damit weder das Fundament der Kirche noch die Herde der Gläubigen irgendwelchen Schaden erleiden.

Ich bin bereit, alles, was ich geschrieben habe, vor irgendbeliebigen Theologen des Heiligen Stuhles öffentlich zu verteidigen, wann und wo Eure Heiligkeit bestimmen.

Von diesem Briefe, welcher der nächsten Ausgabe meines Werkes beigefügt wird, werde ich durch Vermittlung der Zeitungen die Welt in Kenntnis setzen.

Leben Sie wohl

Poste restante Mendoza, Argentina Franz Griese

